1,20 DM / Band 77

Neuer Roman

BASTEI

GESPENSTER-KRIMI

Zur Spannung noch die Gänsehaut

Der Blutgraf

JASON DARK

Schweiz Fr 1,50



Der Blutgraf

Gespenster Krimi Nr. 77

von Jason Dark

erschienen am 04.03.1975

Titelbild von Rafael López Espi

Sinclair Crew

Der Blutgraf

Die alte Tür knarrte häßlich, obwohl sie behutsam aufgezogen wurde. Doch die junge Frau in dem breiten Holzbett hörte von diesem Geräusch nichts. Sie schlief ruhig weiter. Tiefe, regelmäßige Atemzüge hoben und senkten ihre Brust.

Durch die spaltbreit geöffnete Tür huschte eine dunkelgekleidete Gestalt in das Zimmer. Sie verschmolz fast völlig mit der Finsternis. Die Gestalt blieb stehen. Lauschte.

Der Blick der stechenden Augen glitt durch den Raum. Erkennen konnte die Gestalt kaum etwas. Nur das kleine Fenster zeichnete sich als etwas helleres Rechteck ab.

Noch immer schlief die junge Frau tief und fest. Ahnte nicht einmal die Gefahr, in der sie schwebte.

Die Gestalt ging einen Schritt vor. Stoff rieb an Stoff. Das Geräusch klang überlaut in der Stille.

Die Schienbeine der Gestalt stießen an den Bettkasten. Für einen Augenblick zuckte sie zurück, irritiert und aufgeschreckt. Dann hatte sich der unbekannte Eindringling wieder gefangen. Er wandte das Gesicht dem schlafenden Mädchen zu. Öffnete unendlich langsam den Mund. Zwei nadelspitze Vampirzähne kamen zum Vorschein…

Im gleichen Augenblick drehte sich die Schlafende auf den Rücken, stöhnte leicht auf und legte den Kopf dann auf die rechte Seite.

Dadurch war der Hals frei!

Etwas Günstigeres konnte es für den Vampir gar nicht geben. Seine Augen, inzwischen an die Dunkelheit gewöhnt, saugten sich an dem zarten Frauenhals fest. Er hörte förmlich das Blut unter der Haut pochen.

Erregung überkam den Vampir. Eine Erregung, die heiß in ihm aufstieg und nur durch eins gelöscht werden konnte.

Durch Blut!

Weit beugte der Vampir seinen Oberkörper herunter, legte die Hände links und rechts flach neben den Kopf des Mädchens, öffnete den Mund noch weiter, um keinen Blutstropfen zu verlieren.

Jetzt mußte er zustoßen!

Plötzlich flog mit ungeheurer Gewalt die Tür auf. Ein halbes Dutzend Männer quoll in das kleine Zimmer. Sie hielten Fackeln in den Händen und einfache Holzkreuze. Stumm und drohend standen sie da.

Der Vampir war zurückgefahren und hatte den Kopf gedreht. Seine Augen waren schreckgeweitet und suchten verzweifelt nach einem Ausweg. Der Fackelschein beleuchtete die gräßliche Vampirfratze in allen Einzelheiten.

Da wurde das Mädchen wach. Es schreckte aus dem Bett hoch, begriff im ersten Moment nicht, was los war und begann dann, gellend zu schreien.

»Hör auf, Ilona«, sagte eine harte Männerstimme. »Wir haben den Vampir geschnappt. Wir werden ihn vernichten. Endgültig.«

Der Sprecher hob das einfache Holzkreuz.

»Sieh dieses Kreuz, Untoter, das mir die Kraft gibt, dir zu widerstehen. Durch die Kraft des…«

»Aaahhh.«

Der gräßliche Schrei riß dem Mann die Worte von den Lippen. Der Vampir hatte ihn ausgestoßen. Er war plötzlich aufgesprungen und hechtete auf das Fenster zu.

Klirrend zerbrach die Scheibe.

Ehe die Männer überhaupt wußten, was eigentlich richtig geschehen war, ließ sich der Vampir an der anderen Seite schon hinaus auf die nasse Erde fallen.

Er landete auf allen vieren.

Gehetzt sah er sich um.

Vorne vom Haus hörte er die Stimmen der Männer, die aus der Haustür quollen. Es dauerte noch einige Sekunden, bis die Häscher an der Rückseite waren.

Der Vampir schlüpfte in den Garten. Geduckt hetzte er durch die Gebüsche, versuchte, die rettende Dunkelheit zu erreichen.

Doch die Häscher standen überall. Hatten einen Ring um das Haus geschlossen.

Ein junger kräftiger Mann sprang dem Vampir in den Weg. Sein Gesicht war noch als heller Fleck zu erkennen. Schreiend stürzte er dem Vampir entgegen. In der Rechten schwang er eine Lanze.

»Ich hab ihn! Ich…«

Mit aller Kraft schleuderte der Mann die gefährliche Mordwaffe.

Doch der Vampir war schnell. Der Instinkt, eine Gefahr sofort zu erkennen, ließ ihn blitzartig reagieren.

Ein gewaltiger Sprung brachte ihn bis an den morschen Gartenzaun.

Die Lanze zischte ins Leere.

Der Wutschrei des Mannes gellte dem Untoten in den Ohren.

Weiter! Nur weiter! Er mußte das Schloß erreichen! Mußte Graf Tomaso warnen.

An den hinteren Teil des Gartens grenzte eine Wiese, die in einem kleinen Wäldchen mündete.

Wenn er das erreichte. Wenn…

Der Vampir rannte.

Seine Füße stampften durch das nasse Gras. Er riskierte es, einen Blick zurückzuwerfen.

Die Meute war ihm auf den Fersen.

Die Fackeln leuchteten gespenstisch. Der rotgelbe Schein zuckte durch die Dunkelheit, ließ die Schatten der laufenden Männer über den Boden tanzen.

Die Verfolger feuerten sich gegenseitig an. »Los, schneller! Laßt ihn nicht entkommen! Wir kriegen ihn!«

Diese und ähnliche Worte drangen durch die stockfinstere Nacht.

Der Wald rückte immer näher. Schon hatte der Vampir die ersten Bäume erreicht. Hier, zwischen den Stämmen der hohen Fichten und Tannen, war die Dunkelheit noch intensiver. Man konnte nicht mehr die Hand vor Augen sehen.

Der Vampir lachte lautlos. Er hatte es geschafft! Hatte den Wald erreicht. Hier konnten sie ihm nicht folgen, es sei denn, sie löschten die Fackeln. Denn einen Waldbrand würde wohl kaum jemand riskieren.

Aber dann war es finster. Und die Dunkelheit war sein Verbündeter.

Tatsächlich stoppten die Männer vor dem Waldrand. Es dauerte einige Zeit, bis sich ihr Atem beruhigt hatte und sie überlegen konnten, wie es nun weiterging.

»Der ist bestimmt zum Schloß«, sagte einer. »Los, wir laufen hin und schneiden ihm den Weg ab.«

Brüllend und johlend zogen die Männer weiter. Sie wollten ihr Opfer. An Aufgeben dachte niemand.

Das Schloß lag auf einem Hügel. Ringsum von Wald umgeben wirkte

es wie eine stumme Drohung aus uralter Zeit. Die Mauern waren dick und dunkel. Zwei Türme ragten in den Himmel. Die Ostseite des Schlosses war zerstört. Die vor einigen hundert Jahren ins Land eingefallenen Türken hatten dies auf dem Gewissen.

Zum Schloß führte nur ein schmaler Weg. Wie eine Schlange ringelte er sich durch den dichten Wald.

Dieser Wald war auch tagsüber dunkel und unheimlich. Hohe, dichte Baumkronen filterten das Sonnenlicht, ließen kaum einen Strahl durch. Kein Vogel nistete in den Ästen der Bäume.

Alles wirkte verlassen, öde und unheimlich.

Die Männer blieben am Anfang des Weges stehen. Sie zögerten, den unheimlichen Wald zu betreten. Manch einer wünschte, weit fort zu sein.

»Los, verdammt noch mal!« schrie der Anführer der Gruppe, ein hochgewachsener bärtiger Mann. »Wir haben es angefangen und bringen es auch zu Ende. Diese verdammte Vampirplage muß aufhören. Sollen unsere Frauen und Mädchen denn immer weiter in Angst und Schrecken leben?«

Zustimmendes Gemurmel wurde laut. Die Worte, hart und laut ausgesprochen, hatten ihre Wirkung nicht verfehlt. Ein unsichtbarer Ruck schien durch die Vampirjäger zu gehen.

Wie auf ein geheimes Kommando setzten sie sich in Bewegung, nur von dem einen Ziel besessen.

Dem Vampir endgültig den Garaus zu machen!

***

Der Vampir rannte um sein Leben, hatte die Mauern des Schlosses längst vor den Häschern erreicht.

Das große eisenbeschlagene Tor stand offen. Der Vampir huschte hindurch, lief über den mit Moos und Unkraut bewachsenen Innenhof und blieb vor dem verwitterten Schloßportal stehen.

Er sah sich um.

Noch war von den Verfolgern nichts zu hören, aber er war sicher, daß sie kommen würden, um ihn zu vernichten.

Der Vampir blickte zum Himmel. Kein einziger Stern funkelte an dem nachtschwarzen Firmament.

Es war, als halte selbst die Natur den Atem an.

Mit beiden Fäusten trommelte der Vampir gegen das Portal. Der Graf mußte ihn hören, falls er nicht schon längst wußte, was überhaupt los war.

Das Echo der Schläge hallte über den verlassenen Schloßhof.

Erschöpft hielt der Vampir inne. Warum kam der Graf nicht? Hatte er ihn nicht gehört? Oder wollte er nicht kommen? Vielleicht hatte er ihn schon längst abgeschrieben.

Diese Erkenntnis trieb dem Vampir heiße Angstschauer über den Rücken.

Aber er sollte sich getäuscht haben.

Graf Sandor Tomaso kam!

Sandor Tomaso! Herrscher über das Vampirreich! Nachfolger Draculas.

Heftig wurde das Portal aufgerissen. Flackernder Kerzenschein drang nach draußen, erhellte für Augenblicke das angstverzerrte Gesicht des Vampirs.

»Komm rein«, sagte der Graf.

Seine Stimme klang dunkel. Sie schien direkt aus einer Gruft zu kommen. Taumelnd schritt der Vampir über die Schwelle des Schlosses.

»Es ist soweit«, keuchte er. »Sie sind mir auf der Spur. Sie werden bald hier sein. Es gibt keine Rettung mehr. Keine…«

»Ich weiß«, sagte Graf Tomaso. »Aber wir, die Untoten, sind stärker. Wir sind unsterblich!«

Der Vampir sah seinen Meister an.

Graf Sandor Tomaso hielt in der rechten Hand einen aus Holz geschnitzten Leuchter, in dem drei schwere schwarze Kerzen steckten. Die Flammen brannten unruhig, warfen zuckende Schattenmuster über Tomasos Gesicht.

Der Graf war schon alt. Hunderte von Jahren lebte er bereits, doch das Blut der Menschen gab ihm immer wieder die Kraft, die er brauchte, um existieren zu können.

Graf Sandor Tomaso, gezeugt in einer Teufelsnacht, war ein hochgewachsener Mann mit schlohweißem Haar. Sein Gesicht war kantig, wirkte hart, aber auch männlich, was besonders vielen Frauen zum Verhängnis geworden war. Unter seinen dichten Augenbrauen funkelten Augen, die an schwarze Diamanten erinnerten. Diese Augen konnten einen das Grauen lehren. Der Graf besaß lange, kräftige Hände, die gnadenlos zupacken konnten und ihr Opfer nie mehr losließen.

Graf Tomaso trug über seinem dunklen Anzug einen schwarzen Umhang, der innen mit blutroter Seide gefüttert war. Er wirkte dadurch wie eine riesige Fledermaus, wenn er seine Arme ausgebreitet hatte.

»Nun?« fragte der Graf.

»Du mußt mich verstecken«, keuchte der Vampir. »Das heißt – nein, wir müssen uns verstecken. Sie – sie werden uns töten. Sie…«

»Niemand wird mich töten«, erwiderte der Graf und betonte dabei besonders das Wort ›mich‹. Dem Vampir fiel dies jedoch nicht auf. Er hatte zu sehr mit seinen eigenen Sorgen und Ängsten zu tun.

»Was – was machen wir denn jetzt?« ächzte er angsterfüllt.

Graf Tomaso verzog die Lippen zu einem grausamen Lächeln. »Du warte hier«, sagte er. »Ich werde die Mächte der Finsternis anrufen, um diesem Spuk ein Ende zu bereiten. Die Jäger werden eingehen in den Schlund der Hölle, verlaß dich darauf!«

Graf Tomaso trat ein paar Schritte zur Seite und stellte den Leuchter auf einen kleinen Tisch. Dann ging er auf eine kleine, im Hintergrund der Halle befindliche Tür zu. Noch einmal warf er einen Blick zurück auf den Vampir, der mit verkrampften Muskeln in der Halle stand.

Dann war der Graf verschwunden. Er trat an eine bis zur Decke reichende mit Schnitzereien verzierte Holzwand, drückte auf eine bestimmte Stelle und wartete ab.

Während ein Teil der Wand langsam zur Seite glitt, gellten draußen die Stimmen der Verfolger auf.

Der Graf lächelte diabolisch. Sie würden ihr Opfer bekommen…

Die Wand hatte eine Treppe freigelegt, die in die unteren Gewölbe der Burg führte.

Graf Tomaso fand sich auch im Dunkeln zurecht. Sicher nahm er die Stufen.

Drei Gänge zweigten in dem nachtschwarzen Gewölbe ab. Der Graf nahm den mittleren. Er endete vor einer Steinwand. Doch sie stellte kein Hindernis dar.

Ein verborgener Mechanismus ließ auch sie zur Seite gleiten.

Eine kleine Kammer tat sich auf. Eine Kammer, in der sich ein großer Gegenstand befand. Ein Sarkophag!

Es war ein prächtiges Stück. Reich verziert mit Zeichen und Symbolen der Schwarzen Magie. Der schwere Deckel war zur Hälfte zurückgeschoben. Die Innenwände des Sarkophags waren mit schwarzem Samt bedeckt. Ein ebenfalls schwarzes Samtkissen lag am Kopfende des Sarkophags.

Eine in der Ecke stehende rote Öllampe verbreitete mattes Licht. Es reichte gerade aus, um die Konturen des Sarkophags sehen zu können.

Der Eingang hatte sich wieder automatisch hinter dem Grafen geschlossen. Nichts verriet von außen, daß sich hier eine Grabkammer befand. Die Tarnung war perfekt.

Langsam stieg Graf Tomaso in den Sarkophag. Er legte sich auf den Rücken und die Hände auf der Brust zusammen. Vorher zog er jedoch den schweren Deckel zu. Es geschah bei ihm alles mit einer spielerischen Leichtigkeit.

Graf Tomaso würde schlafen. Wenn es sein mußte, Jahrhunderte. Aber irgendwann würde jemand kommen und ihn finden. Dann war seine Stunde gekommen.

Vampire waren unsterblich…

***

Keuchend standen die Vampirjäger vor dem großen Eingangsportal der Burg. Ihre Augen waren weit aufgerissen. Die Gesichter glänzten schweißnaß.

Das Jagdfieber hatte die Männer gepackt.

»Wir brauchen eine Ramme!« schrie der Anführer der Jäger. »Das verdammte Tor ist zu!«

Drei Männer rannten los, zurück in den Wald.

Die anderen warteten. Immer noch brannten die Fackeln. Sie durften auch nicht verlöschen, denn die Männer wollten das verfluchte Schloß in Brand stecken, es dem Erdboden gleichmachen.

Die Minuten verrannen.

Endlich, als die Wartenden schon ungeduldig wurden, kamen die anderen Männer zurück. Sie schleppten einen halben Baumstamm mit sich, den sie im Wald gefunden hatten.

Die vier Kräftigsten packten an. Die anderen mußten die Fackeln halten.

Die Männer liefen zurück, nahmen einen gewaltigen Anlauf.

Dumpf krachte das Ende des Baumstammes gegen das Portal.

Die große Tür splitterte, wölbte sich nach innen.

»Nochmal!«

Wieder nahmen die Männer Anlauf, rammten den Baumstamm auf die gleiche Stelle.

Holzsplitter flogen davon, die Eisenbeschläge bogen sich zur Seite.

»Noch einmal, dann haben wir es geschafft!« schrie eine sich überschlagende Männerstimme.

Der Mann hatte recht. Beim dritten Rammstoß brach die Tür. Sie krachte in den Angeln. Ein Loch war entstanden, groß genug, um einem Mann Durchschlupf zu gewähren.

Die vier Männer ließen den Baumstamm fallen. Mit bloßen Fäusten rissen sie jetzt die Tür endgültig aus den Angeln.

Schreiend stürzten sie in die Halle.

Der Vampir sah ihnen entgegen. Sein Gesicht war nur noch eine Fratze. Die Augen waren weit aufgerissen. Gefährlich schimmerten die beiden Vampirzähne.

Der Untote hatte sich mit dem Rücken gegen die Wand gepreßt. Einen Meter vor ihm blieben die Männer stehen. Die Fackeln tauchten die Halle in ein gespenstisches Licht.

Einer der Häscher trat aus dem Kreis hervor. Er hielt ein Holzkreuz in der Hand.

»Sterben sollst du, Untoter! Du, der das Grauen und das Unheil über uns gebracht hast, sollst verrecken. Deine Asche wird der Wind zerstreuen.«

Das Kreuz!

Zeichen des Guten! Es war stärker als die Kraft des Vampirs.

Wie unter Stromstößen zuckte der Untote zusammen. Gräßliche Laute entrangen sich seiner Kehle.

Warum hatte er sich nicht verkrochen? Jetzt war es zu spät. Und der Graf? Wo war er? Er…

Die Gedanken des Vampir stockten.

Der Mann, der draußen mit der Lanze nach ihm gezielt hatte, war vorgetreten.

Er hielt die Waffe in der rechten Hand. Höhnisch schien das zugespitzte Ende den Vampir anzugrinsen.

Er wollte weglaufen, sich irgendwo verkriechen, doch das Kreuz bannte ihn auf der Stelle.

Das Gesicht des Lanzenträgers war verzerrt. Die Augen funkelten in gnadenlosem Haß. Ein Vampir hatte seine Schwester genommen.

Jetzt würde er sich rächen!

Der Mann zielte genau, sah nur die Brust des Vampirs, die er gar nicht verfehlen konnte.

Dann stieß er zu.

Die Holzlanze pfiff durch die Luft, drang mit ungeheurer Wucht in den Körper des Vampirs, nagelte diesen förmlich an der Wand fest.

Ein grauenhafter Schrei, der den Männern das Blut in den Adern gefrieren ließ, entrang sich der Kehle des Vampirs. Verzweifelt krallte er seine Hände um den Lanzenschaft, wollte die Waffe aus seiner Brust ziehen.

Er schaffte es nicht.

Röchelnd sackte er zu Boden.

Eine schwarze Flüssigkeit quoll in einem dicken Strahl aus der Wunde.

Vampirblut!

Noch einmal bäumte sich der Körper des Vampirs auf. Geifer tropfte aus dem geöffneten Mund.

Dann sackte der Untote zusammen, begann zu verfaulen und war Minuten später nur noch Staub.

Atemlos hatten die Häscher dem Todeskampf des Vampirs zugesehen. Auch sie hatte das Grauen gepackt Alle hatten damit gerechnet, daß es schlimm werden würde. Aber so schrecklich…

»Los, wir müssen Tomaso finden!« schreckte die Stimme des Anführers die Vampirjäger auf.

Sie begannen mit der Durchsuchung des Schlosses. Sahen in den Türmen und Kellern nach, doch von Graf Sandor Tomaso fanden sie nicht die geringste Spur.

Nach zwei Stunden brachen die Vampirjäger die Suche ab. Sie versammelten sich wieder unten in der Halle.

»Der Graf ist verschwunden«, bemerkte einer und sprach das aus, was alle schon wußten. Sie hatten zwar einen Vampir erledigt, aber das

Grundübel nicht ausgerottet.

Noch einmal durchstreiften die Männer das Schloß. Wieder ohne Erfolg.

Es war in den Morgenstunden, als sie endlich die Suche abbrachen. Trotzdem wollten die Vampirjäger auch das letzte versuchen.

Sie steckten die Burg in Brand.

Himmelhoch schlugen die Flammen in den dunklen Himmel. Das Gebälk fing sofort Feuer. Krachend stürzten Mauern und Decken zusammen. Funken stoben auf. Alle Einwohner des nächsten Dorfes hatten sich versammelt und sahen dem grandiosen Schauspiel zu. Die Vampire waren besiegt. Es würde wieder Ruhe eintreten.

Dies alles geschah im Jahre 1852, zu einer Zeit, da überall im Land noch der Aberglaube regierte.

Über hundert Jahre später jedoch sollte die gesamte Geschichte auf grauenvolle Weise noch einmal aufgerollt werden…

***

Schier endlos zog sich die Straße durch das bewaldete Hügelland in Richtung Westen, der Grenze entgegen.

Der graue VW-Bus fuhr nur mit mäßigem Tempo. Es gab zu viele Kurven und überraschende Hindernisse, die plötzlich auftauchen konnten. Einmal hätte der Bus bald einen Jauchekarren gerammt. Im letzten Moment gelang jedoch noch eine Vollbremsung.

Ein kühler Ostwind fegte durch die Hügel, entriß den Bäumen die letzten Blätter.

Novemberwetter!

Zum Glück regnete es nicht. Die nicht asphaltierten Wege wären eine einzige Schlammstrecke geworden.

»Jetzt noch die Burg des Grafen Tomaso, dann haben wir es hinter uns«, sagte Dr. Fulmer, der Mann, der den VW-Bus steuerte.

Dr. Hank Fulmer war der Leiter der Expedition. Der Wissenschaftler unterrichtete normalerweise Archäologie und Ethnologie an der Universität in Miami. In diesem Sommer und Herbst hatte er jedoch seinen Job sausen lassen und eine Expedition zusammengetrommelt, um sich europäische Schlösser und Burgen anzusehen. Da interessierte ihn besonders der Balkan.

Rumänien und ein großer Teil von Ungarn lag schon hinter ihnen. Sie näherten sich bereits der österreichischen Grenze, und nur eine Burg wollten sie noch mitnehmen.

Sie – das waren ferner Seymour Destry, Dr. Fulmers Assistent, und Susan Miller, ebenfalls Assistentin bei Fulmer.

Seymour Destry hockte auf dem Beifahrersitz und hatte die Karte auf den Knien liegen. Mit einem Bleistift hatte er die Fahrtroute des Wagens markiert.

»Noch ungefähr zehn Meilen, Doc.«

Dr. Fulmer nickte. »Okay, wir werden dann in dem Ort, wie heißt er noch gleich?«

»Szöllny.«

»Ja, richtig Szöllny. Komischer Name übrigens. Wir werden also dort übernachten. Morgen statten wir der Schloßruine einen Besuch ab.«

»Warum denn nicht schon heute abend?« wollte Susan Miller wissen. »Wir hätten Zeit gespart.«

»Glaubst du, ich möchte im Dunkeln in der Ruine rumkriechen«, brummte Seymour Destry. »Nee, morgen ist auch noch ein Tag.«

Seymour Destry galt im allgemeinen als verschlossener Typ. Er redete nie viel und starrte oft dumpf brütend vor sich hin. Destry war vierundzwanzig Jahre alt. Er hatte pechschwarzes Haar und ebenso dunkle Augen, die er meist etwas zusammengekniffen hatte.

Das Gegenteil von ihm war Susan Miller. Blond, hübsch und temperamentvoll. Ihr war nie etwas zuviel. Susan war ein Mädchen, mit dem man Pferde stehlen konnte. Meistens lief sie in verwaschenen Jeans und den entsprechenden Pullovern herum. Sie erinnerte mehr an eine Tramperin als an eine wissenschaftliche Assistentin.

Am farblosesten wirkte Dr. Fulmer. Er hatte ein schmales Gesicht und trug eine dunkel getönte Brille. Sein schütteres Haar war nach hinten gekämmt. Es reichte bis auf den Kragen seiner beigen Windjacke. Ein normaler Beobachter hätte nie geahnt, welche Energie in diesem Mann steckte.

Susan Miller, die auf der Rückbank des VW-Busses saß, drehte an den Knöpfen eines Radios herum. Irgendein Sender brachte Zigeunermusik.

»Passend für Ungarn, findet ihr nicht auch?« rief sie und wiegte ihren Kopf im Takt der Melodie.

»Sie sind und bleiben eine Romantikerin«, erwiderte Dr. Fulmer lachend.

»Na und? Romantik ist in.«

Seymour Destry sagte nichts. Stur blickte er auf die Karte.

Die Straße wurde belebter. Trecker und Pferdegespanne kamen dem Bus entgegen. Man konnte merken, daß das Dorf nicht mehr weit war.

Die Reise der drei Wissenschaftler hatte sich über drei Monate hingezogen. Sie hatten manch wertvolles Requisit aus vergangenen Zeiten erstehen können. Die Sachen standen gut verpackt auf der Ladefläche des Busses. Einige größere Stücke waren schon nach Amsterdam geschafft worden. Von hier aus sollte es mit dem Schiff bis nach Florida gehen, wo die Sachen dann zwecks einer genauen Untersuchung an die Universität gebracht werden sollten.

Das Dorf tauchte auf. Wie fast überall war das Wahrzeichen ein großer Ziehbrunnen, vor dem eine Schafherde friedlich graste.

Die Menschen auf den Straßen sahen den VW-Bus kaum an. Sie waren es gewohnt, daß oft Touristen herkamen und auch übernachteten.

Dr. Fulmer stoppte vor einer Pension. Mit steifen Gliedern stiegen die drei Wissenschaftler aus.

Einige Kinder kamen angelaufen. Sie drückten ihre Nasen an den Scheiben des Busses platt, um einen Blick in das Innere erhaschen zu können.

Der Pensionsinhaber, ein pausbäckiger Mann mit einer roten Baskenmütze auf dem Kopf, trat vor die Tür. Er strahlte wie das berühmte Honigkuchenpferd.

»Die Herrschaften möchten Zimmer?« fragte er in gebrochenem Deutsch.

Dr. Fulmer, der die Sprache einigermaßen gut verstand, nickte. »Drei Zimmer.«

»Haben wir frei, mein Herr. Haben wir frei.« Der Wirt deutete eine leichte Verbeugung an. »Bitte kommen Sie herein. Meine Frau und ich werden uns um Sie kümmern.«

Die drei Amerikaner waren von der Freundlichkeit der Menschen nicht mehr überrascht. Auf ihrer gesamten Reise hatte es keinen Streit gegeben.

Die Gaststube war gemütlich eingerichtet. Die Wände waren mit Holz verkleidet, und von der ebenfalls getäfelten Decke hingen die Gewürze des Balkans. Rote und grüne Paprikaschoten und kleine, scharf gewürzte Salamis verbreiteten einen eigenartigen Duft. Auf den Tischen lagen bunt bestickte Decken. Alles sah freundlich und warm aus. Zwei Tische waren nur besetzt. Die Männer dort kümmerten sich nicht um die Neuankömmlinge.

Die Amerikaner setzten sich in die Nähe des Fensters. Der Wirt brachte unaufgefordert eine Karaffe Rotwein und drei Gläser.

»Ein Begrüßungsschluck auf Kosten des Hauses«, sagte er.

Der Wein war kühl und schmeckte leicht harzig.

»Setzen Sie sich doch ein wenig zu uns«, meinte Dr. Fulmer, der die Erfahrung gemacht hatte, daß in solchen Dörfern die Wirte am meisten wußten.

»Ich weiß nicht so recht, mein Herr. Sie wollen, sicherlich etwas essen, und da…«

»Aber erst später.«

»Dann bitte schön.«

Der Wirt holte sich auch noch ein Glas, schenkte ein und nahm einen tiefen Schluck. »Das tut gut«, meinte er und verdrehte die Augen.

Dr. Fulmer und Seymour Destry hatten sich inzwischen Zigaretten angezündet. Susan rauchte nicht.

Dem Wirt stand die Neugierde im Gesicht geschrieben. »Sind Sie aus

einem besonderen Grund in unser Dorf gekommen?« platzte er auch schon hervor.

»Richtig«, erwiderte Dr. Fulmer. »Um es kurz zu machen, wir sind Amerikaner und von Beruf Archäologen. Wir interessieren uns besonders für die Vergangenheit Ihres Landes. Für alte Schlösser, Burgen und auch für die Sagen und Legenden, die noch hier herumgeistern.«

Der Wirt bekam große Augen. »Oh, meine Herrschaften, dann sind Sie hier richtig.«

»Wieso?« fragte Susan Miller, obwohl sie wußte, worauf der Wirt anspielte.

Der Wirt senkte seine Stimme. »Es gibt hier ein Schloß. Oder vielmehr es gab hier ein Schloß. Jetzt sind nur noch die Grundmauern davon übrig. Vor hundert Jahren war es noch bewohnt von einem gewissen Graf Sandor Tomaso. Und dieser Graf war«, der Wirt legte eine bedeutungsvolle Pause ein, »war ein Vampir!«

Er nickte nochmal zur Bestätigung seiner Worte.

»Ein Vampir also«, sagte Susan Miller. »Was hat er denn so getrieben?«

»Sie sollten meine Worte nicht so einfach auf die leichte Schulter nehmen, mein Fräulein. Graf Tomaso hat existiert. Man nannte ihn nur den Blutgraf.«

»Und was ist mit ihm geschehen?«

Der Wirt hob die Schultern. Seine Stimme wurde noch leiser. »Niemand weiß es. Als die Männer damals sein Schloß anzündeten, war der Graf verschwunden. Man hat nur seinen Diener erwischt. Ihn hat man gepfählt.«

»Woher wissen Sie das so genau?« fragte Susan.

»Weil es mein Urgroßvater gewesen war, der dies getan hat. Er hat dem Vampir damals eine Lanze durch die Brust gerammt.«

»Und es weiß wirklich niemand, was mit dem Grafen geschehen ist?« mischte sich Dr. Fulmer ein.

»Nein, ich sagte es Ihnen ja schon.«

Dr. Fulmer blickte seine Kollegen an. Sie waren Wissenschaftler, glaubten nicht an Vampire oder Werwölfe. Trotzdem konnten sie sich eines gewissen Unbehagens nicht erwehren.

»Kann man die Ruinen der Burg denn besichtigen?« fragte Dr. Fulmer.

Der Wirt nickte eifrig. »Selbstverständlich. Sie brauchen gar nicht mal weit zu fahren.«

In wenigen Sätzen erklärte er ihnen den Weg.

»Sollen wir nicht doch noch heute nacht…?« fragte Susan.

»Nein, morgen ist auch ein Tag«, erwiderte Dr. Fulmer. »Wir haben eine lange Reise hinter uns. Wir werden gut essen und uns

anschließend hinlegen.«

Der Wirt stand auf. »Nun, da Sie von essen sprechen. Ich werde meiner Frau Anweisung geben, Ihnen einen echt ungarischen Goulyas zuzubereiten. Ihnen wird das Wasser im Mund zusammenlaufen. Niemand macht Goulyas so gut wie meine Ilonka.«

Der Wirt redete noch einige Zeit über die Kochkünste seiner Frau und verschwand dann in der Küche.

Die drei Amerikaner sprachen dem Wein zu und hatten schon eine leichte Bettschwere, als der Goulyas serviert wurde.

Der Wirt hatte wirklich nicht übertrieben. Das Fleisch war scharf und feurig, dabei zerging es auf der Zunge. Die Gäste langten kräftig zu. Zum Nachtisch aßen sie frisches Obst und anschließend wurde noch einer Flasche Wein der Hals gebrochen. Gesättigt und voll zufrieden legte man sich schlafen.

Morgen würde es wieder an die Arbeit gehen.

***

Das Wetter hatte sich gehalten. Eine goldene Herbstsonne stand am Himmel und tauchte das Land in einen warmen Schein.

Die drei Amerikaner waren schon früh unterwegs. Der Wirt hatte ihnen noch einmal den Weg erklärt, und sie fanden die Ruinen der Burg auch ohne Schwierigkeiten.

Wald umgab die ausgebrannte Burg. Ein seltsam düsterer Wald, der in den Wissenschaftlern ein beklemmendes Gefühl erzeugte. Fröstelnd wand sich Susan enger in ihren Parka. Ob an den Geschichten des Wirtes doch etwas dran war? Nur Seymour Destry war schweigsam wie immer. Er warf nur hin und wieder einen Blick nach draußen.

Sie hielten auf dem alten Schloßhof. Trümmer der Burg waren mit einer dunkelgrünen Moosschicht überzogen. Nirgendwo zwitscherte ein Vogel. Verkohlte Holzbalken versperrten den Weg. Die Amerikaner mußten darüberklettern, um in das Innere der Burg zu gelangen.

»Seltsam, als wäre alles erst gestern abgebrannt«, meinte Susan. Sie sah zu dem hohen Ostturm hoch, der als einziger noch stehen geblieben war. Raben flatterten mit heiserem Gekrächze darüber hinweg.

»Ob es hier Geheimgänge gibt?«

Seymour Destry zuckte die Achseln. »Wir können ja mal nachsehen.«

Jetzt nahmen sie die Ruine genauer unter die Lupe. Es war noch soviel erhalten, daß sie sich eine Vorstellung machen konnten, wie es früher ausgesehen hatte.

»Hier führte eine Treppe in die Tiefe«, rief Susan plötzlich.

Die anderen beiden kamen angelaufen.

»Wo sind die Taschenlampen?« fragte Dr. Fulmer.

»Hier.« Seymour Destry zog unter seinem Parka zwei Lampen hervor.

Eine bekam Susan, die andere gab er Dr. Fulmer.

Die beiden gingen auch voraus. Nach fünf Stufen mußten sie die Lampen einschalten.

Schon bald hatten sie die Treppe hinter sich gelassen. Der Lampenschein tanzte durch ein kleines Verlies, von dem drei Gänge abzweigten.

»Wir nehmen zuerst den rechten«, entschied Dr. Fulmer.

Der Gang war so hoch, daß sie nicht die Köpfe einzuziehen brauchten.

Der Lampenschein glitt über feuchtes Gestein, aus dessen Ritzen allerlei Getier kroch. Aufgeschreckt flatterten einige Fledermäuse davon.

Und dann war der Gang zu ende. Eine Steinwand verhinderte ein Weitergehen.

»Wir haben ja noch zwei vor uns«, meinte Dr. Fulmer.

Sie gingen wieder zurück und nahmen sich nun den mittleren Gang vor.

Er war nicht so lang wie der erste, aber auch er endete an einer Steinwand.

Susan Miller strich sich über ihr kurzgeschnittenes Haar. »Ist auch nicht gerade aufregend, immer nur vor einer Wand zu stehen«, meinte sie. »In den Gruselgeschichten, die ich früher gelesen habe, kam immer ein Geheimgang vor. Meistens mußte man auf eine bestimmte Stelle an der Mauer klopfen, dann wurde er freigelegt.«

»Du kannst es ja mal versuchen«, meinte Seymour Destry.

Susan sah ihn an. »Du wirst lachen, das mach ich auch. Hier, halt mal die Lampe.«

Susan bückte sich und begann systematisch die Wand abzuklopfen. Sie suchte nach einer hohlen Stelle oder einem verborgenen Mechanismus.

Die anderen sahen ihr skeptisch zu. Wäre es nach Seymour Destry gegangen, so hätten sie das Schloß längst wieder verlassen. Aber so…

Susan Miller gab nicht auf.

Wahrscheinlich werden sie mich auslachen, dachte sie, aber wenn ich…

Ihre Gedanken stockten.

Ein leises Knarren war an ihre Ohren gedrungen.

Susan erhob sich aus ihrer gebückten Haltung und trat zwei Schritte zurück. Unwillkürlich umfaßte sie Dr. Fulmers Arm.

»Ist was, Susan?«

»Ich habe ein Knacken gehört. So als… Da, sehen Sie doch. Die Wand. Sie bewegt sich.«

Tatsächlich! Susan Miller hatte sich nicht getäuscht. Mit einem lauten Ratschen drehte sich ein Teil der Wand nach innen.

Die drei Amerikaner waren unwillkürlich zurückgewichen. Niemand von ihnen hatte mit dieser Überraschung gerechnet.

Die Wand war zur Ruhe gekommen. Eine mannshohe Öffnung war geblieben.

Dr. Fulmer hob den Arm mit der Lampe. Er konnte nicht vermeiden, daß seine Hand zitterte.

Der Schein drang in ein altes Verlies, aus dem modrige Luft strömte.

Dr. Fulmer drehte die Hand mit der Lampe ein wenig, und…

»Mein Gott, ein Sarkophag«, flüsterte Susan erstickt.

Das Mädchen hatte recht. Der Lampenstrahl hatte einen steinernen, prächtig verzierten Sarkophag erfaßt.

»Welch eine großartige Entdeckung«, hauchte Dr. Fulmer. Seine Stimme klang beinahe andächtig. »Kommen Sie, Seymour.«

Er und Seymour Destry betraten das Verlies. Susan Miller folgte zögernd.

Vor dem Sarkophag blieben die Männer stehen.

»Ob jemand darin liegt?« meinte Destry.

»Wir werden ja sehen.«

»Wollen Sie den Sarkophag öffnen, Doc?«

»Ja«.

Dr. Fulmer steckte sich die Taschenlampe in den Hosengürtel. »Fassen Sie mit an, Seymour. Hoffentlich ist der Deckel nicht zu schwer.«

»Mal sehen.«

Die beiden Männer arbeiteten mit vereinten Kräften. Schweiß trat ihnen auf die Stirn.

Aber sie schafften es.

Millimeterweise ruckte der schwere Deckel zur Seite. Eine kleine Öffnung entstand, jedoch groß genug, um in das Innere des Sarkophags leuchten zu können.

Dr. Fulmer zog die Lampe aus seinem Hosenbund.

Susan Miller war inzwischen näher getreten, starrte mit fiebernden Augen auf die Öffnung.

Dr. Fulmer drehte die Lampe herum. Der Strahl tanzte über den Deckel, erreichte die Öffnung…

Im gleichen Augenblick schrie Susan Miller gellend auf.

In dem Sarkophag lag ein Mann!

Doch das war es nicht, was Susan so entsetzte. Es waren die beiden Vampirzähne, die aus dem Oberkiefer des Toten hervorlugten…

***

Sonderurlaub!

So etwas hatte John Sinclair, Inspektor bei New Scotland Yard, noch nie erlebt. Und dabei hatte er vor einigen Tagen erst seinen

Jahresurlaub beendet, dann war der unheimliche Fall mit den Skeletten dazwischengekommen – und nun dies.

Einfach unfaßbar.

John Sinclair hatte sich bei seinem Chef, Superintendent Powell, noch einmal genau erkundigt, ob das auch keine Ente war. Es war keine, wie Powell versicherte. Er hatte sogar von höchster Stelle die Anweisung bekommen, John diesen Sonderurlaub zu gewähren. Der Fall mit den Skeletten mußte wohl doch weite Kreise gezogen haben.

Ganz wohl war John Sinclair allerdings bei der Sache nicht. Aber anscheinend hatten Geister und Gespenster mal eine Ruhepause eingelegt.

Aber John sollte sich irren…

Gerade zur rechten Zeit waren Bill Conolly und seine Frau Sheila gekommen. Die beiden hatten drei Karten für eine Schiffsreise zu den Bahamas.

Selbstverständlich hatte John zugesagt. Die Koffer brauchte er gar nicht erst auszupacken.

An einem Freitagmorgen sollte die Fahrt losgehen. Allerdings von Amsterdam aus.

Diese Strecke wollten die drei Freunde mit dem Zug fahren.

John wollte gerade noch eine Dusche nehmen, als das Telefon klingelte.

Murrend hob der Inspektor ab.

»Na, alter Geister-Killer«, hörte er Bill Conollys Stimme. »Schon im Reisefieber?«

»Was willst du«, brummte John. »Denk daran, daß ich Junggeselle bin und packen muß. Bei dir erledigt das ja deine Frau. Aber unsereins…«

»Hör auf zu stöhnen. Du brauchst doch nicht zu packen. Ich habe übrigens einen Freund heißgemacht, der…«

»Du bist doch nicht etwa verkehrt herum geworden?«

»Wieso?«

John lachte. »Ich meine, Freund heißgemacht und so.«

Bills Knurren hörte sich an wie das Liebesgeflüster eines Pumas. »Wenn wir uns ja nicht so gut kennen würden, also dann…«

»… würdest du mir mitteilen, was du mir sagen wolltest.«

»Natürlich. Paß auf. Wir brauchen nicht mit dem Zug nach Amsterdam. Ein Freu… Bekannter fliegt uns mit seinem Privatjet rüber. Du kannst also noch an der Matratze horchen. Wir kommen morgen früh um vier Uhr bei dir vorbei. Das war’s. Schönen Gruß von Sheila. Sie freut sich besonders, daß mal keine Geister auf uns warten.«

Doch da sollte sich die hübsche Sheila Conolly gewaltig irren…

***

»Graf Tomaso«, flüsterte Dr. Fulmer. Noch immer lag der grelle Lichtschein der Lampe auf dem Gesicht des Vampirs.

Obwohl der unheimliche Graf schon seit über einem Jahrhundert tot war, war sein Gesicht weder verwest noch zersetzt. Das schlohweiße Haar lag eng am Schädel, und sein Gesicht wirkte wie aus Stein gehauen. Der Mund mit den beiden Vampirzähnen war leicht geöffnet.

Langsam wandte Dr. Fulmer den Kopf. Neben ihm stand Susan Miller. Sie hatte beide Hände vor den Mund gepreßt, als fürchte sie, noch einmal aufzuschreien.

Auch Seymour Destry war nervös. Er hatte den Blick gegen die Wand des Verlieses gerichtet, um nicht in den Sarkophag sehen zu müssen.

Dr. Fulmer faßte nach Susans Schulter.

»Kommen Sie, mein Kind.«

Die drei Amerikaner gingen nach draußen. Erst auf dem Schloßhof wurde ihnen die Tragweite ihrer Entdeckung bewußt.

»Es gibt also doch Vampire«, sagte Susan leise. Dabei wandte sie den Kopf und sah hinüber zu dem dichten Wald. Vielleicht hatte sie Angst, daß dort jemand auftauchen konnte.

»Ja, es gibt Vampire.« Dr. Fulmer vergrub sein Gesicht in beide Hände. Dann fragte er plötzlich: »Was machen wir nun?«

»Ich weiß es nicht«, erwiderte Susan Miller.

»Und Sie, Seymour?«

Destry zuckte die Achseln. Er kickte mit der Fußspitze gegen einen kleinen Stein, der daraufhin ein Stück über den Schloßhof tanzte und erst von der Mauer abgebremst wurde. Seymour Destry hatte sich als erster wieder gefangen. Er war der Mann mit den besten Nerven.

»Ich meine, wir haben doch hier eine phantastische Entdeckung gemacht. Etwas, was noch nie geschehen ist. Wir haben die Existenz eines Vampirs nachgewiesen. Sämtliche Sagen und Legenden würden bestätigt. Gerade in unserer heutigen Zeit, wo sich die Leute nach Nervenkitzel sehnen, wo Exorzistenfilme Mode sind, wo…«

»Drücken Sie sich klarer aus, Seymour«, sagte Dr. Fulmer leicht verärgert.

»Okay, Doc. Wir sollten den Vampir mit in die Staaten nehmen.«

»Sie sind verrückt.«

Destry kreiselte herum. »Sagen Sie das nicht, Doc. Dieser Vampir bringt uns eine Menge Geld ein. Denken Sie nur an den Film über King-Kong. Der Riesenaffe wurde in New York ausgestellt. Wir könnten ebenfalls…«

»Nein, zum Teufel!« Dr. Fulmers Stimme klang endgültig.

»Ach, Sie wollen nicht, Doc?«

»Genau, ich will nicht!«

»Aber ich, Doc.« Seymour Destry hatte die Haltung eines sprungbereiten Raubtieres angenommen. In seinen Augen flackerte es

wild. Gier hatte ihn gepackt. »Ich lasse mir diese Chance nicht entgehen. Ob Sie wollen oder nicht, Doktor Fulmer, Sie hängen mit drin. Und Sie machen mit!«

Dr. Fulmer, der sich auf einen Felsblock gehockt hatte, sprang auf.

»Ich sage es Ihnen zum letzten Mal. Der Sarkophag wird verschlossen, und der Vampir bleibt hier. Ich lade mir keinen Ärger auf den Hals.«

Urplötzlich begann Seymour Destry zu lachen. »Sie hirnverbrannter Narr, Sie…«

Ansatzlos schlug er zu. Seine geballte Faust traf die Nase des Wissenschaftlers.

Dr. Fulmer stieß einen Schrei aus und wurde ein paar Meter zurückgeschleudert. Blut schoß über sein Gesicht. Die Brille war verrutscht.

Seymour Destry wollte nachsetzen.

Doch da wurde Susan, die in der gesamten Zeit dem Dialog wie erstarrt zugehört hatte, aktiv.

Sie sprang auf und fiel Destry in den Arm.

»Bist du verrückt geworden, Seymour? Du kannst doch nicht…«

»Laß mich!«

Mit einer knappen Armbewegung schleuderte Destry Susan von sich. Der junge Mann war nicht mehr wiederzuerkennen. Machte sich bereits der Einfluß des Bösen bemerkbar?

Wutschnaubend stürzte er Dr. Fulmer entgegen. Am Kragen seiner Jacke zog er den Wissenschaftler zu sich heran.

»Bist du jetzt überzeugt?«

Dr. Fulmer nickte.

»Okay.« Destry ließ den Mann los. »So, ab heute bin ich der Boß. Es wird getan, was ich befehle. Wir werden den Sarkophag wieder verschließen und anschließend ins Dorf zurückfahren, um uns ein paar kräftige Männer zu besorgen. Sie werden uns helfen, den Sarkophag in den Bus zu laden. Platz ist noch vorhanden. Zu niemanden ein Wort, daß in dem Sarkophag Graf Tomaso liegt. Wer doch etwas sagt, den bringe ich um.«

Den letzten Satz glaubten Dr. Fulmer und Susan ihm aufs Wort. Dr. Fulmer hatte inzwischen ein Taschentuch hervorgeholt und reinigte sich das Gesicht. Er wußte, daß er gegen die rohe Gewalt seines Assistenten nicht ankam. Er mußte einfach gehorchen. Vorläufig jedenfalls.

Dr. Fulmer und Seymour Destry gingen wieder in das Verlies und zogen den Deckel über den Sarkophag. Susan wartete inzwischen auf dem Schloßhof.

***

»Na?« fragte der Wirt der kleinen Pension, »etwas gefunden?«
»Kaum«, erwiderte Destry, »nur einen Sarkophag.«
»Sarkophag? Wo denn?« Der Wirt war echt erstaunt.
»In einem Verlies, tief im Keller der Burg.«
»Komisch. Davon weiß ich gar nichts. Und ich war oft dort oben an der Ruine.«
»Wir haben den Gang auch nur durch Zufall gefunden. Aber worum ich Sie bitten möchte: Dieser Sarkophag ist sehr schwer. Könnten uns wohl einige Männer aus dem Dorf helfen, ihn hochzutragen?«
Der Wirt wiegte den Kopf. »Das wird schwer sein. Außerdem traut sich kaum jemand in die Nähe der Ruine.«
»Die Leute brauchen es ja nicht umsonst zu tun.« Destry zog einige Scheine aus der Tasche. »Das sind Dollarnoten.«
»Wenn die Sache so aussieht, kann ich mir das noch mal überlegen«, meinte der Wirt. Ein leicht gieriger Glanz stahl sich in seine Augen.
»Na also«, sagte Seymour Destry und schlug dem Wirt auf die Schulter. »Ich sehe, wir verstehen uns.«
Dr. Fulmer und Susan Miller standen etwas abseits. »Wenn das nur gut geht«, flüsterte der Wissenschaftler besorgt…

***

Es war eines der letzten großen Passagierschiffe, die noch die Meere befuhren. Das Schiff hieß CORMORAN und bot jeglichen Komfort, den man sich denken konnte.
Das fing bei einem Kinosaal an, ging weiter zu einem Spielsalon, eleganten Barräumen, in denen bekannte Bands spielten und mehreren geheizten Swimming-Pools. Nicht zu vergessen waren die Galadinners, die der Kapitän zu Ehren seiner Gäste gab.
Die CORMORAN war ungefähr 180 Meter lang, etwa dreiundzwanzig Meter breit und hatte ein Fassungsvermögen von 25.000 BRT. Das Schiff bot knapp achthundert Passagieren Platz, die Erster und Zweiter Klasse wohnen konnten. Die CORMORAN besaß auch vier große Laderäume, die auf jeder Fahrt ausgenutzt waren.
Es war die letzte Nacht vor dem Auslaufen. Der Proviant und die Ladung war schon an Bord geschafft worden. Noch war es ruhig. Erst morgen würde der Ansturm der Passagiere beginnen.
Die Laderäume waren im Vorschiff untergebracht. Sie waren in zwei Etagen aufgeteilt und jeweils noch einmal untereinander geteilt, so daß im Endeffekt vier Kammern entstanden.
Die Gegenstände der amerikanischen Archäologen waren im linken oberen Laderaum gestapelt. Die wertvollen Zeugen der Vergangenheit waren in große Kisten verpackt worden. Schwierigkeiten mit dem Zoll hatte es nicht gegeben. Die entsprechenden Genehmigungen waren schon vorher ausgestellt worden.

Nur etwas konnte nicht in eine Kiste verpackt werden.

Der Sarkophag!

Fast verlassen stand er an der Wand des Raumes, eingekeilt zwischen zwei mannshohen Holzkisten, damit er auch bei schwerem Seegang nicht umkippen konnte.

Über ein Jahrhundert hatte der Vampir in seinem selbst gewählten Gefängnis gelegen. Dann war jemand gekommen und hatte den Sarkophag geöffnet.

Der Vampir war aus seinem tiefen Schlaf erwacht. Die Blutgier hatte ihn erfaßt. Niemand würde ihn halten können. Niemand…

Es war die Nacht vor dem Auslaufen, als der Vampir abermals erwachte. Langsam öffnete er die Augen, so, als könne er die völlige Schwärze, die ihn umgab, durchdringen.

Ein Ächzen entrang sich der Brust des Vampirs. Langsam hob er die Hände, stemmte seinen flachen Handteller gegen den Sarkophagdeckel.

Es klappte sofort. Millimeterweise hob sich der schwere Deckel. Der Vampir schien übernatürliche Kräfte zu besitzen.

Knirschend bewegte sich der Deckel nach vorn. Schon fühlte der Vampir die nach Öl riechende Luft über sein Gesicht streichen. Er verzog die Lippen. Diese Luft war widerlich. Was er brauchte, war der Geruch von frischem Blut.

Der Vampir legte eine genügend große Öffnung frei, um aus dem Sarkophag steigen zu können. Er verursachte dabei kaum ein Geräusch. Er war wie ein Schatten.

Graf Tomaso blieb stehen und lauschte.

Gedämpfte Laute, die das Gehör eines Menschen kaum vernehmen konnte, drangen an sein Ohr.

Stimmen. Sie gehörten Menschen.

Und wo Menschen waren, da gab es auch Blut.

Frisches Blut, wonach er über ein Jahrhundert gedürstet hatte.

Der Vampir schlich auf die große Tür zu. Es war erstaunlich, wie gut er sich zurechtfand.

Die schwere Eisentür war offen. Sie würde erst kurz vor dem Auslaufen geschlossen werden, da es oft vorkam, daß man in letzter Sekunde noch Waren mitnehmen mußte.

Aber Graf Tomaso hatte gar nicht vor, wieder in seinen Sarkophag zurückzukehren. Er wollte sich auf dem Schiff eine Macht aufbauen. Hunderte von Menschen sollten ihm gehorchen. Und wenn das Schiff in Florida anlegte, wären eine große Anzahl von Vampiren bereit, Amerika zu überschwemmen.

Der Vampir zog an dem schweren Türgriff. Lautlos glitt die Tür zur Seite.

Graf Tomaso hielt sie an und huschte dann durch den entstandenen

Spalt.
Leise klappte hinter ihm die Tür wieder zu.
Der Graf trug noch immer seine Kleider. Sie waren nicht verwest oder zersetzt. Auch eines der ungelösten Rätsel.
Graf Tomaso stand in einem Gang. Neben sich erkannte er einen Fahrstuhlschacht, der hinauf aufs Deck führte.
Ein grüner Knopf leuchtete durch den matt erhellten Gang.
Der Vampir zögerte einen Augenblick, drückte aber dann entschlossen auf den Knopf.
Er mußte einen Augenblick warten, bevor der Fahrstuhl kam. In der Kabine war Licht aufgeflammt. Zum Glück lief der Fahrstuhl leise, so daß das Geräusch kaum gehört werden konnte.
Er zog die Tür auf. Sie klemmte ein wenig, auch beim Schließen.
In Kopfhöhe befand sich eine Schalttafel an der Wand. Der Vampir las die Bezeichnungen und wurde nicht schlau daraus. Er betätigte irgendeinen Knopf.
Es war genau der, den er haben wollte. Selbst der Zufall war sein Verbündeter.
Ruhig surrte der Lift nach oben.
Nach wenigen Sekunden hielt er mit einem Ruck. Wieder stieß der Vampir die Tür auf.
Frische Nachtluft wehte ihm entgegen. Er hatte es geschafft und befand sich jetzt auf dem Vordeck.
Niemand war zu sehen. Graf Tomasos Augen schweiften über das Deck. Rechter Hand sah er das schwere Ankergeschirr mit den vielen Rollen. Einige Positionslampen brannten. Sie verbreiteten einen milchigen Schein. Der Vampir konnte noch soeben die Umrisse der Kommandobrücke erkennen.
Er wandte sich nach rechts, dem Bug zu. Leise, nur auf den Zehenspitzen laufend, huschte er voran.
Das schwere Ankergeschirr war durch ein Gitter gesichert. Es reichte dem Untoten bis zur Brust.
Langsam strichen die knochigen Hände des Grafen über das Gitter. Er spürte die Kälte, die dieses Metall ausströmte, und mit einemmal erwachte in ihm wieder der Drang nach Blut.
Er wandte sich um. Irgendwo mußte es doch Menschen geben. Auf jedem Schiff war eine Wache, das war früher so und heute…
Graf Tomasos Gedanken stoppten.
Er hatte Schritte gehört. Schritte, die in seine Richtung kamen. Überlaut dröhnten sie in den empfindlichen Ohren des Vampirs.
Blitzschnell sah sich der Untote nach einem Versteck um. Der Matrose, oder wer immer es war, durfte ihn nicht so schnell bemerken.
Die Ladeklappe! Sie schien ihm am besten für sein Vorhaben

geeignet. Hüfthoch ragte sie aus den normalen Decksplanken hervor.

Der Vampir duckte sich, ging auf alle viere nieder.

Die Schritte wurden lauter. Der Mann schien gute Laune zu haben, denn er pfiff ein Lied vor sich hin.

Graf Tomaso lächelte bösartig. Er zog seine Oberlippe hoch. Spitz traten die beiden dolchartigen Zähne hervor.

Noch kauerte der Untote in seiner Deckung.

Das Opfer war ahnungslos.

Plötzlich blieb der Mann stehen. Er kramte in seiner Jackentasche und suchte nach Zigaretten. Graf Tomaso verkrampfte sich. Wenn der Mann jetzt wegging, wenn…

Ein Zündholz flammte auf, beleuchtete für Sekunden das wettergegerbte Gesicht des Seemanns.

Der Matrose stieß den würzigen Rauch durch die Nase aus, vergrub beide Hände in seine Hosentaschen und schlenderte mit der Zigarette im Mundwinkel weiter.

Noch zwei Schritte.

Graf Tomaso spannte die Muskeln.

Noch einen Schritt.

Jetzt!

Wie ein Raubtier sprang der Untote den Matrosen an. Der Mann kam zu keiner Gegenwehr, wußte überhaupt nicht, was mit ihm geschah.

Zwei Klauenhände umspannten wie Stahlklammern seinen Hals, drückten ihm gnadenlos die Luft ab.

Mehr als ein Röcheln drang nicht aus der Kehle des Gepeinigten.

Langsam erlahmte seine Kraft. Schwindel erfaßte ihn.

Da ließen die würgenden Hände plötzlich los. Doch einen Augenblick später schmetterte ihn ein gnadenloser Hieb auf die Planken.

Der Matrose war sofort bewußtlos.

Der Untote hatte freie Bahn.

Ein kurzer Blick zeigte ihm, daß dieser Vorfall von niemandem beobachtet worden war.

Graf Tomaso zog sein Opfer in den Schatten der Ladeluke und drehte es auf den Rücken.

Mit einem Ruck fetzte er dem Mann das Hemd unter der Jacke auf.

Jetzt lag der Hals vor ihm.

Mit einer nie gekannten Sucht nach Blut stürzte sich der Vampir über sein Opfer, grub die spitzen Zähne in die Halsschlagader.

Erst nach Minuten ließ er von ihm ab.

Als der Vampir sich aufrichtete, war der untere Teil seines Gesichtes blutverschmiert. Er bot einen gräßlichen Anblick.

Doch sein Hunger war gestillt. Wenigstens vorläufig. Frische Kräfte kehrten zurück. Kräfte, die er brauchte.

Schnell schleifte der Vampir sein Opfer bis zur Reling. Mit

Leichtigkeit hob er den Mann hoch und warf ihn über Bord.

Klatschend schlug der Körper ins Wasser.

Geduckt huschte der Untote über das Deck. Jetzt mußte er sich ein Versteck suchen. Er hatte an eine Kabine gedacht, die von einer alleinstehenden Person bewohnt wurde.

Niemand sah Graf Tomaso, als er nach mittschiffs ging, dorthin, wo die Kabinen lagen. Er nahm nicht die erstbeste, sondern suchte sorgfältig unter den Einzelkabinen aus.

Nummer acht, die schien ihm geeignet.

Graf Tomaso merkte sich die Zahl und schlich dann wieder hinauf auf Deck, um sich in einem Rettungsboot zu verstecken, bis das Schiff auf hoher See war.

Die Kabine, die sich der Vampir ausgesucht hatte, war von einer Frau gemietet worden.

Von Susan Miller…

***

Seymour Destry konnte nicht schlafen. Immer wieder mußte er an den letzten Fund denken.

Sie würden einen echten Vampir mit in die Staaten bringen. Wenn das keine Sensation war!

Unruhig wälzte sich Destry in seinem viel zu engen Bett herum. Das Zimmer, das er in einem billigen Hotel in der Amsterdamer Altstadt gemietet hatte, war nicht viel größer als eine Sardinenbüchse. Nur gab es in einer Sardinenbüchse kein Bett und keinen Kleiderschrank.

Seymour Destry stand auf. Automatisch tastete er nach seinen Zigaretten, zündete sich ein Stäbchen an.

Dann ging er ans Fenster und sah hinaus in die Nacht. Lichtreklamen zuckten über den Himmel. Autohupen drang an seine Ohren. Irgendwo johlten Betrunkene. Verdammt, hier war wirklich kein angenehmes Wohnen.

Destry drückte seine Zigarette aus und verließ das kleine Zimmer.

Der Flur war eng und muffig. Zimmertür reihte sich an Zimmertür. Hinter vielen hörte er das Schnarchen der Gäste.

Susan Miller schlief zwei Zimmer weiter.

Vor ihrer Tür blieb Destry stehen. Er überlegte einen Moment, sah, daß ein schmaler Lichtschein durch das Schlüsselloch fiel und klopfte.

»Wer ist da?«

Susans Stimme klang nervös.

»Ich, Seymour.«

»Was willst du?«

»Mach auf«, flüsterte der junge Mann rauh. »Ich muß mit dir reden.«

»Ich wüßte nicht, was ich dir zu sagen hätte. Du weißt, daß wir geschiedene Leute sind.«

Destry grub die Zähne in die Unterlippe. Ein widerliches Grinsen stahl sich um seine Mundwinkel.

»Okay, Susan«, sagte er, »vergiß es.«

Die Dielenbretter knarrten unter seinen Füßen, als er wieder zurück in sein Zimmer ging.

Destry warf sich auf sein Bett und verschränkte die Arme hinter dem Kopf.

»Du wirst dich wundern, Mädchen«, flüsterte er, »warte nur, laß uns mal auf dem Schiff sein.«

Mit den Gedanken an seine Rache schlief Seymour Destry ein. Den Vampir hatte er längst vergessen…

***

Amsterdam empfing John Sinclair und die beiden Conollys nicht gerade von der freundlichsten Seite.

Es war naßkalt. Man spürte, daß der Winter vor der Tür stand.

Über dem kleinen Rollfeld, das direkt an dem Großflughafen Schipol grenzte, pfiff ein scharfer Wind. Er schnitt wie ein Messer in die Gesichter der drei Menschen.

»Nur gut, daß es in wärmere Gefilde geht«, meinte Bill und rieb sich die klammen Hände.

Er und Sheila trugen pelzgefütterte Wildlederjacken. Sheila hatte ihr blondes Haar unter einer braunen Fuchskappe versteckt. Warme, geschmeidige Stiefel reichten bis über ihre Waden.

Bill schleppte die beiden Koffer. Sie waren überdurchschnittlich groß und wurden fast ausschließlich von Sheilas Sachen beansprucht.

»Wie weit ist es denn noch bis zu diesem verdammten Ausgang«, stöhnte Bill.

John Sinclair, der die Spitze übernommen hatte, drehte sich um und grinste.

»Du wirst es noch schaffen, mein Freund. Und keine Angst, ich bin ja bei dir. Solltest du allerdings zusammenbrechen, garantiere ich für nichts. Du weißt, daß mir Sheila schon immer gefallen hat. Hättest du sie nicht geheiratet, dann…«

Bills Knurren kam tief aus der Kehle. »Wenn du nicht sofort aufhörst, schlage ich dich ungespitzt in die Piste. Dann kannst du sehen, was aus deiner Reise wird.«

Zum Glück kam gerade einer der kleinen Passagierbusse vorbei, der die drei mitnahm.

John Sinclair warf seinen Koffer in das Gepäcknetz und sah nachdenklich aus dem Fenster. Irgendein komisches Gefühl machte sich in seinem Inneren breit. Das Gefühl einer drohenden Gefahr.

Du spinnst, sagte sich der Inspektor. Anscheinend war er von Geistern und Dämonen schon so beeinflußt, daß er an gar nichts

anderes mehr denken konnte.
»He, träumst du?« fragte Bill Conolly, der John gegenüber saß.
»Was ist?« John schreckte hoch.
»Gib mir mal Feuer, Mensch.«
John Sinclair griff in die Tasche seines Trenchs. Er ließ das Feuerzeug aufschnappen. Bill bot ihm auch eine Zigarette an, doch John lehnte ab.
»Sag bloß, du denkst schon wieder an deine Geister«, sagte Sheila. »Wenn ja, dann laß dich begraben.«
»Unsinn«, erwiderte John.
»Na, ich weiß nicht.«
Sheila war argwöhnisch. Sie hatte schon einige, schlechte Erfahrungen mit den beiden Männern gemacht.
»Ein kleines Abenteuer wäre an und für sich mal wieder drin«, meinte Bill.
»Untersteh dich!« zischte Sheila. »Du willst doch mal mit mir silberne Hochzeit feiern.«
Die Augen der jungen Frau blitzten. Bill kannte seine bessere Hälfte gut genug, um jetzt den Mund zu halten. Ergeben zuckte er die Achseln.
John mußte grinsen.
»Wenn du mal verheiratet bist, geht es dir genauso«, murmelte Bill.
Conolly war freier Reporter. Durch seine abenteuerlichen Geschichten war er weltweit bekannt geworden. Für seine Artikel und Berichte boten die Agenturen Höchstpreise. Und dadurch, daß Bill noch die Erbin eines Chemie-Konzerns geheiratet hatte, war er auch finanziell unabhängig. Der Konzern lag allerdings nach Sheilas Tod in der Hand einiger Manager, die ihre Sache blendend machten.
Der Bus stoppte in der Nähe der Paßkontrolle. Die Formalitäten gingen reibungslos über die Bühne.
»Und jetzt nichts wie ein Taxi«, sagte Bill.
Sie bekamen auch eins. Das Gepäck wurde verstaut, und dann ging es ab in Richtung Hafen.
»Wir können direkt bis auf den großen Pier fahren«, sagte der Taxifahrer, da John ihm den Namen des Schiffes genannt hatte.
Nun, der Fahrer hatte leicht übertrieben. Auf dem Pier herrschte ein Gewimmel wie bei einem Jahrmarkt. Das Auslaufen eines Passagierschiffes war wohl noch immer eine Sensation.
Eine Holzgangway, zu beiden Seiten durch Geländer gesichert, führte an Bord.
Unten standen zwei Offiziere der Schiffsbesatzung und prüften die Tickets. Danach wurde das Gepäck der Passagiere mit einer Nummer versehen und geradewegs von Matrosen in die entsprechenden Kabinen gebracht. Ein guter Service.

Noch eine halbe Stunde bis zum Auslaufen. Vor der Gangway hatte sich eine Schlange gebildet.

Sheila Conolly hatte bereits Kontakt gefunden. Sie sprach mit einer jungen Frau, die sich als Susan Miller vorstellte. Zu ihr gehörten noch zwei Männer, von denen einer ein finster dreinblickender Bursche war.

John, der die meisten an Körpergröße überragte, ließ seine Blicke schweifen. Plötzlich entdeckte er in dem Menschenwirrwarr einige Polizeiuniformen.

John sah genauer hin. Die Beamten rannten – so kam es ihm wenigstens vor – ziemlich konfus umher.

Das war keine normale Kontrolle. Da war etwas passiert.

Johns Neugierde wurde angeheizt.

Er konnte es kaum erwarten, bis sie an der Reihe waren. Nachdem die Tickets kontrolliert worden waren, hielt John seinen Freund an der Schulter zurück.

»Geht schon mal vor. Ich komme später nach.«

»Aber was ist denn…«

»Gar nichts, wirklich. Ich habe nur einen Bekannten entdeckt.«

»Kenn’ ich den?« Bill wurde neugierig.

»Nein.«

John ließ sich auf keine längere Diskussion mehr ein. Er schob sich durch die Menschenmenge und sah schon bald den Streifenwagen, der zusammen mit einem Ambulanzwagen auf dem Pier parkte.

Dicht vor sich sah John den schnittigen Bug der CORMORAN aufragen. Man hatte das Gefühl, das Schiff würde bis in den Himmel reichen.

Einige Meter weiter standen an einer Steintreppe ein paar Polizisten. Die Treppe führte in die Tiefe, hinab zur Wasseroberfläche.

John riskierte einen Blick.

Auf der letzten Stufe, über die schon die Wellen leckten, standen ebenfalls zwei Beamte. Sie zogen mit langen Stangen einen leblosen Körper zu sich heran.

Einen Ertrunkenen.

In seinem Rücken hörte John Stimmen. Er wandte den Kopf.

Der Kapitän und ein Polizeioffizier sprachen aufeinander ein. John konnte einiges verstehen.

»Ja«, sagte der Kapitän. »Dieser Mann ist von unserem Schiff. Es war ein Matrose.«

»Ich glaube Ihnen ja auch, Käpt’n. Aber sollte ein Mord vorliegen, laufen Sie nicht aus.«

»Ein Mord? Ja, das glauben Sie doch selbst nicht. Der arme Kerl ist über Bord gegangen, das ist alles. Wahrscheinlich war er betrunken.«

Der Polizist kniff die Augen zusammen. »Verkaufen Sie mich nicht

für dumm. Die Seeleute kennen schließlich ihren Kahn. Und da können sie noch so besoffen sein.«

»Warten wir es ab.«

John hatte dem Gespräch mit Interesse gelauscht. Da schien sich etwas anzubahnen. Hatte ihn sein Gefühl doch nicht getrogen?

John warf einen Blick über die Kaimauer. Soeben wurde die Leiche die Treppe hochgeschleppt. Der Polizeibeamte und der Kapitän traten an den Rand des Piers.

Immer mehr Schaulustige fanden sich ein. Sie mußten zurückgedrängt werden.

Auch John war dabei.

Ein Arzt untersuchte noch einmal den Angeschwemmten, um schließlich doch dessen Tod festzustellen.

Der Doktor erhob sich und zuckte die Schultern.

»Können Sie feststellen, woran er gestorben ist?« fragte der Polizist.

»Ertrunken, was sonst. Mehr kann ich wirklich im Augenblick nicht sagen. Ich muß die Leiche erst untersuchen.«

»Und wir laufen aus«, sagte der Kapitän.

Der Polizeibeamte stimmte zu. Er hatte schließlich auch keine äußeren Verletzungen feststellen können.

Der Ertrunkene wurde auf die Bahre gelegt.

Zwei Träger hoben sie hoch. Sie kamen dicht an John Sinclair vorbei.

Das Tuch, das sie über den Toten gelegt hatten, war verrutscht. Man konnte das Gesicht und den Teil des Halses sehen. Der Kopf lag ein wenig auf der Seite.

Plötzlich zuckte John Sinclair zusammen. Seinem scharfen Blick waren die beiden roten Punkte am Hals des Mannes nicht entgangen.

John hielt den hinteren Träger am Ärmel fest.

»He, was soll das.«

»Bleiben Sie bitte einen Augenblick stehen«, sagte John.

Unwillkürlich gehorchten die Träger.

John ging leicht in die Knie und sah sich den Hals des Ertrunkenen genau an.

Diese beiden Punkte. Sie sahen aus wie Bißstellen.

Bißstellen eines Vampirs!

»Sind Sie verrückt«, hörte John plötzlich die Stimme des Polizeibeamten. »Sie können doch nicht einfach die Leute hier aufhalten.«

»Entschuldigen Sie.« John richtete sich wieder auf.

Der Beamte scheuchte die beiden Träger mit einer Armbewegung weiter.

Dann tippte er John mit dem Finger gegen die Brust. Er war wesentlich kleiner als der Scotland-Yard-Inspektor und mußte sich fast auf die Zehenspitzen stellen, um John ins Gesicht sehen zu können.

»Also, nun mal raus mit der Sprache. Was fanden Sie an der Leiche so interessant?«

»Gar nichts.«

Der Polizist zog drohend die Augenbrauen zusammen. »Wer sind Sie überhaupt? Am besten ist es, Sie begleiten mich auf das Revier! Dann können wir in Ruhe reden.«

»Aber das Schiff. Es läuft in fünfzehn Minuten aus. Ich habe gebucht.«

Der Polizist suchte wohl einen Sündenbock. »Dann muß der Kahn eben ohne Sie auslaufen. Tut mir leid.«

John merkte, daß es dem Mann ernst war. Deshalb machte er kurzen Prozeß. Er holte seinen Ausweis, den er immer bei sich trug, aus der Tasche. Der holländische Polizeibeamte prüfte ihn genau. Dann verzog sich sein Gesicht zu einem jovialen Lächeln.

»Das ist natürlich etwas anderes, Kollege. Entschuldigen Sie mein Verhalten von vorhin, aber Sie hätten bestimmt genau so gehandelt.«

»Natürlich«, erwiderte John und lächelte ebenfalls.

Der Beamte war beruhigt. Die beiden wechselten noch einige belanglose Worte und dann mußte sich John beeilen, um pünktlich aufs Schiff zu kommen.

Er entdeckte Sheila und Bill in der Menschentraube an der Reling. John klemmte sich noch zwischen die beiden.

»Mann«, sagte Bill. »Wir dachten schon, du hättest es dir anders überlegt und wolltest wieder nach London.«

Ehe John antworten konnte, meinte Sheila: »Oder hast du mal wieder einen Dämon entdeckt?«

John erwiderte nichts. Zum Glück legte das Schiff auch ab. Das Manöver war so interessant, daß Sheila ihre Frage vergaß.

Die schwere Maschine begann zu vibrieren, und die Reise ins Grauen konnte starten.

Nur ahnte niemand etwas davon…

***

Der Vampir stand in einer engen Kammer. Sie war vollgestopft mit frisch gewaschener Bettwäsche und Tischdecken. Der strenge Waschmittelgeruch widerte den Untoten an.

Graf Tomaso hatte sich, kurz bevor das Schiff ausgelaufen war, hier versteckt. Er wollte in der Nähe der Kabinen sein, um so schnell wie möglich sein erstes Opfer finden zu können.

Das Summen der schweren Diesel drang kaum an seine Ohren, obwohl die Kabinen mittschiffs und direkt über dem Maschinenraum lagen. Aber es war alles sehr gut isoliert.

Die Zeit verging. Auf dem Gang hörte der Untote aufgeregte Stimmen, dazwischen Frauenlachen. Ab und zu greinte ein Kind.

Der übliche Trubel kurz nach dem Auslaufen.

Kabinentüren knallten, wurden wieder aufgerissen und abermals zugeworfen. Jemand rief nach dem Steward.

Der Vampir hoffte, daß niemand auf die Idee kam und die Kammertür öffnete. Dann würde er töten müssen.

Der Gedanke hatte sich kaum in seinem Hirn eingenistet, als die Hoffnung zerplatzte.

Blitzschnell wurde die Klinke nach unten gedrückt und die Tür aufgezogen.

Lichtschein flutete in die Kammer.

Der Vampir duckte sich.

Zwei Kindergesichter schauten in das Dunkel.

»Du, Jimmy«, wisperte einer der Jungen. »Da ist einer.«

Der Vampir spannte die Muskeln. Auch wenn es Kinder waren, er kannte kein Gefühl, mußte töten.

»Jimmy, Harry! Kommt sofort her!« rief eine übernervöse Frauenstimme.

»Verdammt«, fluchte der mit Jimmy angeredete. »Aber die Kammer sehen wir uns heute abend an.«

»Jimmy! Harry!«

»Ja doch.«

Die Tür wurde zugeknallt.

Der Vampir lächelte. Glück mußte man haben.

Er hatte sich auch inzwischen andere Kleider besorgt, unterschied sich jetzt nicht von den anderen Passagieren. Graf Tomaso trug einen dunkelblauen Anzug mit Nadelstreifen. Dazu ein blau getöntes Hemd, das am Hals offen stand. Man mußte ehrlich zugeben, daß diese Kleidung dem Vampir stand.

Und das war das Schlimme. Er konnte jetzt überall untertauchen. Niemandem würde er auffallen. Seine Opfer liefen wie von selbst in die Falle.

Graf Tomaso wartete noch ungefähr drei Stunden. Dann erst öffnete er die leichte Sperrholztür der Kammer einen Spalt breit.

Vorsichtig lugte er nach draußen.

Die Kammer befand sich am Ende eines langen Ganges, der momentan leer war.

Ein roter Sisalteppich dämpfte die Schritte. Die einzelnen Kabinentüren waren aus Holz und dunkelbraun gebeizt.

An der freien Seite des Ganges gab es in Hüfthöhe ein Geländer, an dem man sich bei schwerem Seegang festhalten konnte. Es mußte solch eine Griffstange geben, trotz der Stabilisatoren.

An der mit Holz getäfelten Wand brannten in Abständen kleine Kugellampen. Das Glas war braun gefärbt. Dadurch wirkte das Licht anheimelnder. Zwischen den Lampen hingen kleine Bilder. Sie zeigten

zumeist Motive aus der Seefahrt.

Die Zeichen standen für den Vampir günstig. Blitzschnell verließ er die enge Kammer.

Für einen Augenblick blieb er unbeweglich stehen. Die Gewißheit, hier in der Nähe Menschen zu finden, regte seinen Blutrausch an.

Er brauchte ein Opfer!

Und er wußte auch schon, wen er sich holen würde.

Die Frau aus Kabine acht.

Vor dieser Tür blieb der Vampir stehen. Noch zögerte er.

Ehe er einen Entschluß fassen konnte, wurde die bewußte Tür aufgezogen.

Gleichzeitig tauchten am anderen Ende des Ganges zwei Männer auf.

Der Vampir entschied sich blitzschnell.

Ehe ihn die Frau ansehen konnte, hatte er sich herumgedreht und sah sich eines der an der Wand hängenden Bilder an.

Die beiden Männer gingen hinter seinem Rücken vorbei. Sie schenkten Graf Tomaso keinen Blick.

Als er kurz den Kopf wandte, sah er gerade noch, wie die Frau aus Kabine acht am Ende des Ganges verschwand.

Der Vampir unterdrückte nur mühsam einen Fluch. Er mußte die Frau haben. Koste es, was es wolle.

Aus der Jackentasche holte er ein Stück Draht. Er hatte ihn oben auf Deck gefunden und ihn sich zurechtgebogen. Noch ein kurzer Blick nach links und rechts, und dann führte Graf Tomaso den gebogenen Teil des Drahtes behutsam in das Schlüsselloch.

Es klappte beim zweiten Versuch.

Die Tür sprang auf.

Der Vampir huschte in die Kabine.

Durch das kleine viereckige Fenster fiel Tageslicht. Die Einrichtung in dem Raum wirkte teuer und geschmackvoll. Eine schmale Tür führte in den anschließenden Duschraum.

Ein bis zur Decke reichender Wandschrank fesselte die Aufmerksamkeit des Untoten.

Ein idealeres Versteck gab es gar nicht.

Der Vampir schloß die Tür auf und trat hinein. Er mußte noch ein paar Kleider zur Seite schieben, ehe er bequem stehen konnte.

Jetzt würde ihm sein Opfer nicht mehr entrinnen…

***

Im ersten Augenblick hatte sich Susan Miller über den hochgewachsenen Mann gewundert, der sich so schnell umgedreht hatte. Sein Gesicht war in dem kurzen Augenblick nicht zu erkennen gewesen. Ob der was von ihr gewollt hatte?

Ach, war ja egal. Der würde sich schon wieder melden.

Susan Miller wollte sich trotz des nicht gerade freundlichen Wetters ein wenig auf Deck umsehen. In der Kabine hatte sie Platzangst bekommen.

Ihre Kabine lag in der zweiten Etage des Passagiertraktes. Um an Deck zu gelangen, mußte sie über zahlreiche Treppen gehen. Höflich grüßende Besatzungsmitglieder begegneten ihr. Manch verstohlener Blick tastete schnell ihre Figur ab.

Susan Miller trug lange Hosen und einen engen aber warmen Pullover.

Den brauchte sie auch, denn auf Deck herrschte eine steife Brise.

Langsam schlenderte sie bis zur Reling. Susan war nicht die einzige, die den Wunsch gehabt hatte, hier oben zu sein. Es herrschte reger Betrieb. Stewards eilten mit Getränken umher. Die Stimmung war prächtig.

Noch ahnte niemand etwas von der Katastrophe.

Eine attraktive Frau mit langen blonden Haaren hatte ihre Arme auf das weiß gestrichene Geländer gestützt und blickte hinaus aufs Meer. Als sie für einen kurzen Moment den Kopf wandte, erkannte Susan in ihr die Dame, mit der sie kurz vor der Abfahrt gesprochen hatte.

Auch Sheila hatte Susan entdeckt. Sie winkte ihr zu.

»Haben Sie es auch in der Kabine nicht ausgehalten?« fragte Susan Miller.

Sheila lachte. »Nein, so ist das gerade nicht. Aber mein Mann hat sich bereit erklärt, die Koffer auszupacken, und wenn ich dageblieben wäre, hätte er es sich vielleicht noch anders überlegt.«

Ein Steward bot heißen Grog an.

Die Frauen nahmen jede ein Glas.

»Machen Sie die Reise zu Ihrem Vergnügen, Miss…«

»Miller. Ich heiße Susan Miller. Und Sie?«

»Sheila Conolly.«

»Um auf Ihre Frage zurückzukommen, Mrs. Conolly, teils teils. Ich bin wissenschaftliche Assistentin in einem archäologischen Institut in Miami. Wir waren in Europa unterwegs. Eine reine Forschungsreise. Wir haben alte Burgen und Schlösser durchstöbert und manches wertvolle Stück mitbringen können. Deshalb auch die Schiffsreise. Mit dem Flugzeug hätten wir das schwerlich transportieren können.«

»Es gibt aber Transportmaschinen«, meinte Sheila.

»Dr. Fulmer, der Leiter unserer kleinen Expedition, war dagegen.«

»Ist das der Herr mit der Brille?« Sheilas weibliche Neugierde war erwacht.

»Genau.«

»Er machte einen verschlossenen Eindruck, finden Sie nicht auch?«

Susan senkte den Kopf. »Ja, seit dieser komischen Geschichte ganz am Schluß der Reise.«

»Wieso? Ist was? Ich meine, wenn Sie nicht darüber reden wollen, dann…«

»Ganz im Gegenteil, Mrs. Conolly. Ich bin ja froh, daß ich jemanden gefunden habe, mit dem ich sprechen kann. Das war so…«

Susan erzählte von der Entdeckung des Sarkophags. Daß darin allerdings ein Vampir gelegen hatte, davon sagte sie nichts.

Sheila Conolly hörte aufmerksam zu. Bei dem Wort Sarkophag zuckte sie unwillkürlich zusammen. Sie beschloß, auf keinen Fall den beiden Männern davon zu erzählen, denn die würden bestimmt einen Fall wittern.

»Und wo steht dieser Sarkophag?« fragte Sheila.

»Im Laderaum.«

»Kann man da hinein?«

»Nur mit Genehmigung des Kapitäns oder des Lademeisters. Weshalb fragen Sie? Haben Sie Interesse an dem Sarkophag?«

»Vielleicht.«

In Susans Augen blitzte es auf. »Wir könnten ja mal den Kapitän fragen.«

»Nein, um Himmels willen. So war es nicht gemeint.«

Sheila trank ihr Glas leer. Die beiden Frauen unterhielten sich noch über alles mögliche. Hinterher machte Sheila den Vorschlag, sich doch abends an der Bar zu treffen. Schließlich seien sie ja zu dritt, und da ein gewisser John Sinclair noch immer Junggeselle war, konnte sich eventuell etwas anbahnen. Sheila wollte John immer noch unter die Haube bringen, und sie nahm jede sich bietende Gelegenheit wahr.

Susan Miller sagte erfreut zu. Sie war froh, ein paar nette Reisebekanntschaften geschlossen zu haben. Somit konnte sie wenigstens Seymour Destry abschütteln.

Nach einer Stunde wurde es den Frauen zu kalt. Gemeinsam gingen sie wieder nach unten in den Kabinentrakt. Die Conollys hatten ihre Kabine im obersten Geschoß, direkt neben der von John Sinclair.

Restlos mit sich und der Welt zufrieden lief Sheila den Gang zu ihrer Kabine hinab. Während des Laufens holte sie den Schlüssel aus der Hosentasche.

Sie wollte sich nur noch duschen und dann umziehen. Der Abend versprach, nett zu werden. Und was diesen gewissen John Sinclair anbetraf, Susan hatte ihn zwar nur kurz gesehen, aber sie konnte sich vorstellen, daß ihr dieser Mann nicht unsympathisch war.

In all diese für sie schönen Gedanken versunken, schloß Susan die Tür auf.

Sie warf den Schlüssel in einen der Sessel und zog sich den Pullover über den Kopf. Dann streifte sie die Hose ab. BH und Slip folgten.

Leise vor sich hinsummend, betrat Susan die Dusche und drehte den Heißwasserhahn auf.

Sie merkte nicht, wie sich ganz langsam die Schranktür öffnete und eine klauenartig vorgestreckte Hand zum Vorschein kam…

***

Wie tausende von glühenden Nadeln prasselten die heißen Strahlen aus der Dusche auf Susans makellos gewachsenen Körper.

Das dampfende Wasser tat gut. Es belebte den Kreislauf und verscheuchte die aufgekommene Müdigkeit.

Die Duschkabine war klein. Außer dem quadratischen gefliesten Becken stand dicht neben der Tür noch ein kleiner, mit Fell überzogener Hocker.

Ein Plastikvorhang trennte das Duschbecken vom übrigen Teil des kleinen Baderaumes.

Susan Miller hatte sich eine rot gesprenkelte Badehaube über die blonden Haare gestreift. Das Mädchen wand sich wie ein Aal unter den Strahlen. Sie hatte sich eingeseift, und das warme Wasser spülte den Schaum in dicken Bahnen ab.

Susan drehte den anderen Knopf der Brause herum. Er war mit einen blauen Punkt versehen.

Der schlagartige Wechsel von heiß auf kalt ließ Susan erschauern. Doch nur Sekunden, dann hatte sie sich daran gewöhnt.

Ihre Gedanken schweiften ab. Wieder dachte sie an den hochgewachsenen blonden Mann namens Sinclair.

Susan Miller war so in ihre Vorstellungen vertieft, daß sie nicht die Hand sah, die den Plastikvorhang berührte.

Der Vampir war bereits nahe.

Er hatte die Zähne gefletscht, so daß sein Gesicht einer dämonischen Fratze glich.

Bald war es wieder soweit.

Noch ahnte Susan nichts.

Soeben drehte sie die Brause ab und griff nach dem Badetuch. Mit einer gekonnten Bewegung schlang sie es sich um den Oberkörper.

Mit der rechten Hand faßte sie das eine Ende des Plastikvorhangs, zog ihn zur Seite, machte einen Schritt vor und – erstarrte.

Der Schrei blieb in ihrem Hals stecken. Das nackte Entsetzen klammerte Susan die Kehle zu.

Vor ihr stand der Mann aus dem Sarkophag!

Pfeifend zog Susan die Luft ein. Weit traten ihre Augen aus den Höhlen.

Sie starrte den Mann an wie ein Gespenst, sah die überlangen Eckzähne und begriff in dieser für sie schrecklich langen Sekunde die grausame Wahrheit.

Der Vampir war gekommen, um sie zu holen.

»Komm her!« sagte der Untote und streckte seine Hand aus.

Sie stieg über den Beckenrand und näherte sich dem unheimlichen Grafen.
Seltsam, dachte Susan. Ich gehorche ihm sogar.
Dieser ging weiter zurück, lockte die Frau in die Kabine.
In der Mitte des Zimmers blieb er stehen.
Auch Susan stoppte. Ihre großen Augen waren auf den Mann gerichtet. Sie spürte keine Angst mehr, nur ein seltsames Verlangen, diesen Mann zu besitzen, ihm ganz zu gehören.
Langsam ließ Susan das Badetuch vom Körper gleiten. Ein verheißungsvolles Leuchten lag in ihren Augen.
Im gleichen Moment schrie der Vampir gellend auf.
Er wurde wie unter einem unsichtbaren Hieb zu Boden geschleudert, bedeckte mit dem rechten Arm sein Gesicht und streckte den linken vor.
»Das Kreuz«, ächzte er. »Nimm das Kreuz weg!«
Erst jetzt wurde Susan bewußt, was er meinte. Ihr kleiner Talisman, der an einer silbernen Kette vor der Brust hing.
Hastig streifte sich Susan die Kette über den Kopf und warf sie mitsamt Talisman angewidert in das Duschbecken.
Es gab ein klirrendes Geräusch.
»Ist es gut so?« fragte Susan flüsternd.
»Ja.«
Der Vampir stand auf. Doch noch immer flackerte Angst in seinem Blick.
»Es ist nichts mehr da, Meister«, sagte Susan.
Sie wunderte sich nicht einmal, wie glatt ihr das Wort Meister über die Lippen kam.
Der Vampir hatte seine Fassung wieder gefunden. Der Blutrausch war zurückgekehrt.
Das nackte Mädchen war nicht mehr Herr seiner Sinne. Wie in einem Taumel kreiselte Susan herum, warf sich auf das Bett und erwartete den Vampir mit ausgestreckten Armen.
Graf Tomaso beugte sich über sie.
Höllisch spitze Zähne näherten sich dem glatten Hals des Mädchens. Zwei Fingerkuppen strichen über die samtene Haut.
Susan stöhnte. Sie drehte ein wenig den Kopf.
Ihr Blick brach sich in den Augen des Vampirs. Susan hatte das Gefühl, in einen unendlich tiefen See hineingezogen zu werden und zu ertrinken.
Die beiden spitzen Stiche spürte sie nur im Unterbewußtsein. Blut sprudelte aus ihrer Halsschlagader.
Hellroter Lebenssaft, der von dem Untoten gierig aufgesaugt wurde.
Und Susan? Sie wehrte sich nicht, konnte sich auch nicht wehren, denn das Zimmer begann um sie herum zu schaukeln. Farbige Bälle

tauchten auf und zerplatzten.

Und dann gab es nur noch die Dunkelheit. Die alles verzehrende Finsternis, die der Sendbote des Todes ist.

***

Irgendwann wurde Susan Miller wach. Noch immer lag sie nackt auf dem Bett.

Verstört richtete sie sich auf. Ihr Blick traf das Bettuch. Eine rote Lache hatte sich darauf ausgebreitet.

Blut!

»Mein Gott«, flüsterte Susan, »wie kommt das hierher?«

Ob der Unbekannte noch hier war? Vielleicht im Duschraum?

Auf Zehenspitzen schob sich Susan durch die Tür.

Der Raum war leer. Aber das Becken war noch feucht, auch das nasse Stück Seife klebte noch unter dem Magnethalter.

Susan ging einen weiteren Schritt vor.

Da sah sie ihr Amulett.

Es lag in dem Becken. Das Licht der Deckenlampe brach sich in dem Silber.

»Nein!« Susan fuhr zurück. Der Anblick des Amuletts schien ihr körperliche Schmerzen zu bereiten.

Das Waschbecken war in die Wand eingebaut. Susan zog die beiden Holztüren auseinander, wollte nach ihren Haaren fassen und stieß plötzlich einen spitzen Schrei aus.

Ihr Spiegelbild war nur noch ein verwaschener Fleck!

Die Erkenntnis traf sie wie ein Keulenschlag. Mit beiden Händen wischte Susan verzweifelt über die glatte Fläche des Spiegels, doch sie änderte nichts.

Mit herabhängendem Kopf und aufgestützt auf das Becken verharrte sie.

Warum gab der Spiegel nicht ihr Bild zurück?

Susan wandte sich ab. Sie hatte die Hände gegen das Gesicht gepreßt und taumelte auf einen Sessel zu. Schwer ließ sie sich hineinfallen.

Susan Miller hörte nicht die Stimmen draußen auf dem Gang, bekam nicht das Lachen fröhlicher Menschen mit, sie befand sich in einem festen Schlaf.

Erst nach Stunden wachte Susan wieder auf. Mit einem schnellen Blick auf die Uhr stellte sie fest, daß sie sich beeilen mußte, um rechtzeitig zum Dinner zu kommen.

Susan machte sich innerlich Vorwürfe, daß sie eingeschlafen war. Wie konnte das nur passieren.

Sie wollte gerade gehen, da spürte sie plötzlich ein seltsames Gefühl in sich hochsteigen.

Eine Art Hunger.

Aber nicht auf Speisen, sondern auf etwas ganz anderes.

Auf Blut!

Zuerst erschrak Susan bei dem Gedanken, doch dann freundete sie sich damit an. Es gab keinen Zweifel, sie brauchte Menschenblut.

Graf Tomasos teuflische Saat war aufgegangen.

Susans Hand fuhr an den Mund. Ihr Zeigefinger glitt über die Vorderzähne und…

Ein wohliger Schauer rieselte über Susan Millers Rücken.

Sie hatte die beiden Vampirzähne gefühlt, die ihr gewachsen waren.

Sie war bereits eine Tochter der Finsternis.

Tief aus ihrer Kehle kam ein Fauchen. Der lange Schlaf hatte die Verwandlung zum Vampir noch beschleunigt. Jetzt gab es kein Zurück mehr. Sie würde auf Jagd gehen. Sie mußte auf Jagd gehen. Menschen sollten ihre Opfer werden.

In diesem Augenblick klopfte es an der Tür.

Susan zuckte zusammen. Nur mühsam konnte sie sich beherrschen.

Wieder klopfte es. Diesmal ungeduldiger.

»Ja. Wer ist da?« Susan hatte ihre Stimme gut unter Kontrolle.

»Ich bin's, Seymour. Ich muß mit dir reden, Susan. Unbedingt. Bitte, mach auf!«

Susan Miller überlegte einen Augenblick. Dann ging sie zur Tür und drehte den Schlüssel herum. Leise, so daß man es draußen nicht hören konnte.

»Was ist denn, Susan?«

»Komm nur herein, Seymour. Es ist offen. Ich habe dich bereits erwartet.«

Es klappte alles ausgezeichnet. Das erste Opfer kam sogar freiwillig…

***

»Mensch, irgend etwas stimmt doch mit dir nicht, John«, knurrte Bill Conolly und trank sein Glas mit einem Schluck leer.

»Wieso?«

Der Inspektor drehte sich um. Sein Gesicht zeigte einen erstaunten Ausdruck.

Bill Conolly zuckte ein wenig hilflos mit den Achseln. »Du bist anders als sonst, verschlossener. Mir scheint, dich bedrückt etwas.«

John Sinclair nagte an der Unterlippe. Gedankenverloren zündete er sich eine Zigarette an. Die beiden Männer befanden sich in Johns Kabine. Sheila wollte noch Make-up auflegen, und da hatte ihr Mann es vorgezogen, zu verschwinden.

John Sinclair stieß den Rauch durch die Nase aus. »Bill, du bist ein guter Beobachter. Mir geht auch einiges im Kopf herum.«

»Raus damit. Vielleicht kann ich dir helfen.«

»Ich habe heute morgen vor der Abfahrt einen toten Matrosen

gesehen. Man hat ihn aus dem Hafenbecken gefischt. Er stammt von der Besatzung der CORMORAN.«

»Was ist da besonders schlimm dran? Für den Matrosen schon, sicher.« Bill lachte gekünstelt.

John verzog das Gesicht. »Gar nichts, Bill. Aber hör' weiter zu. Zwei Männer trugen die Bahre dicht an mir vorbei. Und dann verrutschte das Tuch, das man über die Leiche gelegt hatte. Der Hals des toten Matrosen wurde sichtbar. Und jetzt wird's interessant, Bill. Ich entdeckte zwei mir gut bekannte Zeichen. Zwei kleine Punkte nur, die jedoch einiges aussagen.«

Bill wurde bleich. »Verdammt, du denkst an Vampire?«

»Ja, Bill.«

Der Reporter schüttelte den Kopf. »Das ist doch nicht möglich. Wo sollen die denn herkommen?«

»Keine Ahnung. Vielleicht sind sie schon auf dem Schiff.«

Bill wurde bleich. »Verdammt, das kann natürlich lustig werden. Vampire – ahoi, sozusagen.«

John Sinclair verzog nur die Lippen. Ihm war nicht nach Scherzen zu Mute. Er nahm sich sein Smoking-Jackett und schlüpfte hinein. »Und kein Wort zu Sheila, Bill. Ich mache die Sache allein.«

»Ja, ja, schon gut.«

Bill schüttelte den Kopf. »Wenn ich da noch an letztes Jahr denke, an diesen… na, wie hieß er doch gleich?«

»Dr. Barow.«

»Ja, Dr. Barow. Da steht uns ja noch einiges bevor.«

»Noch ist nichts bewiesen, Bill«, sagte John. Dann schlug er seinem Freund auf die Schulter. »Komm, wir wollen Sheila nicht länger warten lassen, sonst wird sie schon wieder mißtrauisch.«

***

»Du hast mich erwartet?« fragte Seymour Destry überrascht und schloß die Tür hinter sich.

»Ja.«

Mehr sagte Susan nicht. Sie bemühte sich krampfhaft, ihre Vampirzähne zu verbergen.

»Komisch.« Seymour Destry ließ sich in einen Sessel fallen. »Ich dachte erst, du wolltest von mir gar nichts mehr wissen. Nach diesen Vorfällen damals.«

»Das ist doch Unsinn. Im Gegenteil, ich bin froh, daß du das getan hast.«

Destry beugte sich vor. »Sag mal, spinne ich oder du. Das ist doch nicht dein Ernst, was du da eben behauptet hast.«

»Doch, mein voller Ernst.«

»Das mußt du mir erklären.«

»Später.« Susan hatte ihre Stimme gesenkt. Sie hatte jetzt den Tonfall, der Seymour immer so verrückt machte.

Aufgeregt leckte er sich die Lippen. Teufel noch mal, er hatte das Gefühl, daß es ihm heute Nacht endlich gelingen würde, mit Susan zu schlafen! Versucht hatte er es immer.

Susan hatte den Schreibtisch erreicht. Für einen Augenblick sah sie nach draußen auf die graugrünen Wellenkämme. Dann irrte ihr Blick ab und blieb auf einem spitzen Brieföffner hängen, der auf dem Schreibtisch lag.

Entschlossen krallten sich ihre Finger um den Griff.

Sie würde Seymour mit dem Brieföffner töten. Schon stellte sie sich vor, wie das Blut sprudelte, wie…

»Susan!« Seymours Stimme klang rauh, als er ihren Namen aussprach.

Sie hörte, daß der Mann aufstand, sich ihr näherte.

Eine Hand legte sich auf ihre Schulter.

Jetzt!

Susan Miller kreiselte herum. Die Hand mit dem Brieföffner befand sich in Hüfthöhe.

Blitzschnell stieß sie zu. Bis zum Heft drang die spitze Waffe in den Körper des Mannes.

Für einen Moment stand Seymour Destry unbeweglich. Dann kam der heiße Schmerz. Ein mörderisches Brennen schien seine Eingeweide auseinanderreißen zu wollen. Seymours Augen weiteten sich entsetzt. Ein Ächzen entrang sich seiner Kehle. Er taumelte zurück.

»Susan…«

Mit zwei Schritten hatte Susan Miller ihr Opfer erreicht. Mit einem schnellen Griff zog sie den Öffner aus der Wunde und stieß noch einmal zu.

Seymour Destry brach in die Knie. Es gab einen dumpfen Laut als er auf den Teppich fiel. Ein hellroter Blutstrom quoll aus der Wunde.

Blut! Lebenssaft, den Susan brauchte, um existieren zu können.

Breitbeinig stand sie über dem Sterbenden. Sie hatte die Oberlippe zurückgezogen. Wie zwei Dolche stachen die Vampirzähne hervor. Gnadenlos blickten ihre Augen auf den Mann, der sich in Todeskrämpfen auf dem Boden wand.

Er würde ihr nicht mehr entkommen.

Susan stieß einen wilden Fauchlaut aus. Sie warf sich über ihr Opfer.

Blut, Blut! Sie konnte kaum genug bekommen.

Der grauenvolle Rausch dauerte lange. Susan Miller führte genau das zu ende was sie sich vorgenommen hatte.

Schließlich ließ sie von der Leiche ab.

Ihr Gesicht, ihr Hals, ihr Kleid, alles war blutverschmiert. Aber ihr Hunger war gestillt. Sie hatte sich an dem Blut satt getrunken.

Seymour Destry war das erste Opfer. Weitere würden folgen. Der Meister konnte mit ihr zufrieden sein.
Susan Miller lächelte grausam. Ihr war ein Gedanke gekommen. Sie wußte genau, wer das nächste Opfer sein würde.
Ein gewisser John Sinclair…

***

Die drei saßen in dem eleganten Speisesaal des Schiffes. Die Sessel waren mit rotem Samt überzogen. An der holzgetäfelten Decke hing ein prächtiger Lüster, und eine Band intonierte leise Melodien.
Die Garderobe entsprach dem äußeren Rahmen des Saales. Die Herren trugen Abendanzüge, während die Damen ebenfalls nicht nachstehen wollten. Man sah viel Schmuck und viel Haut.
Sheila hatte ihr blondes Haar zu einer kunstvollen Frisur hochgesteckt. Dazu trug sie ein grünes langes Kleid, das wie eine zweite Haut um ihre Figur lag. Eine mit Brillanten besetzte Silberkette funkelte an ihrem Hals.
Die Vorspeise kam. Ober in mitternachtsblauen Smokings servierten sie.
Es gab echten Lachs, Toast und Butter.
Während es sich die Männer schmecken ließen, rührte Sheila keinen Bissen an.
»Wo sie nur bleibt?« murmelte Sheila.
»Wer?« fragte Bill kauend.
»Susan Miller natürlich.«
Bill zuckte die Achseln.
Sheila wurde immer unruhiger. Sie wandte sich auf ihrem Stuhl um und ließ die Blicke durch den Saal schweifen.
Sämtliche Tische waren besetzt. Die Passagiere waren mit ihrem Essen beschäftigt, nahmen keine Notiz von der Umgebung.
Schließlich entdeckte Sheila Doktor Fulmer. Der Wissenschaftler saß vier Tische weiter. Allein.
Dann war also der andere Mann auch nicht da, denn die beiden freien Plätze waren für ihn und Susan Miller reserviert.
Hoffentlich war nichts passiert.
Sheila machte sich Sorgen. Susan Miller war einfach nicht der Typ, der eine Versprechung machte und sie dann nicht einhielt.
»Du solltest ruhig etwas essen«, unterbrach Bills Stimme ihre Gedanken.
»Danke, aber ich habe noch keinen Hunger.«
»So kenne ich dich ja gar nicht«, meinte John. »Ist es wegen dieser Susan Miller?«
»Genau. Ich mache mir echte Sorgen.«
»Vielleicht hat sie inzwischen einen netten Bekannten gefunden«,

sagte Bill.
»Das glaube ich nicht.«
Sheila stand auf.
»Wo willst du denn hin?« fragte Bill.
»Nachsehen. Ich gehe zu ihrer Kabine.«
»Aber…«
»Ich bin gleich wieder zurück.«
Mit diesen Worten strebte Sheila dem Ausgang zu.
»Verstehst du das, John?«
Das Gesicht des Inspektors hatte einen nachdenklichen Ausdruck angenommen. »Sheila hat irgend etwas. So kenne ich sie eigentlich nicht. Na, wir werden sehen.«
»Nun werde du nicht auch noch nervös«, brummte Bill.
Inzwischen ging Sheila Conolly über die Mahagonitreppe in den mittleren Kabinentrakt. Es begegnete ihr kaum jemand. Die meisten waren beim Essen. Susans Worte fielen ihr wieder ein. Sheila hatte von einem Sarkophag gesprochen, der im Laderaum stand.
Komisch, warum mußte sie jetzt daran denken? Ich hätte den Männern doch davon erzählen sollen, dachte sie.
Nummer acht. Ja, das war Susans Kabinentür.
Sheila Conolly klopfte an.
»Wer ist da?«
Sheila atmete auf. Gott sei Dank, Susan war noch in ihrer Kabine.
»Ich bin's, Sheila Conolly.«
»Ach so, ja einen Augenblick, bitte.«
Nach ein paar Sekunden wurde die Tür aufgezogen. »Kommen Sie doch herein, Sheila.«
»Danke.«
Blitzschnell ließ Sheila ihren Blick durch die Kabine gleiten. Doch Susan war allein, wie es schien. Einigermaßen beruhigt setzte sich Sheila in den Sessel.
»Warum sind Sie nicht gekommen, Susan?«
Susan Miller lächelte etwas verzerrt. »Ich – ich habe es einfach verschlafen. Ich war plötzlich so müde. Und als ich aufwachte, war es zu spät.«
»Unsinn.« Sheila schüttelte den Kopf. »Sie kommen jetzt mit und damit fertig.«
»Aber ich bin nicht angezogen. Pullover und Hose ist wohl nicht gerade der richtige Aufzug.«
»Ich könnte Ihnen ein langes Kleid geben«, schlug Susan vor.
»Nein, nein, das ist nicht nötig«, wehrte Susan heftig ab. »Ich habe auch gar keinen Hunger.«
Sheila Conolly war eine Frau schneller Entschlüsse. Und wenn ihr etwas nicht paßte, steuerte sie direkt auf ihr Ziel los.

»Irgend etwas stimmt mit Ihnen nicht, Susan.«

»Wieso?«

Susans Gesicht nahm plötzlich einen abweisenden Ausdruck an. Ihre Lippen preßten sich zusammen.

Sheila merkte das wohl, sagte aber nichts. Statt dessen meinte sie: »Wir kennen uns zwar noch nicht lange, aber ich war immer stolz darauf, mir schnell ein Bild von meinem Gegenüber machen zu können. Und Sie, Susan, habe ich in ganz anderer Erinnerung.«

»So? In welcher denn?« Susans Stimme klang lauernd.

»Sie waren lebenslustiger. Haben sich auf das Essen gefreut. Auch auf Mr. Sinclair, wie ich…«

Sheila brach plötzlich ab. Ihr Blick war auf den Teppich gefallen. Der dunkle Fleck sprang ihr förmlich ins Auge.

»Was ist das denn?«

»Das, das ist, das ist…« Susan geriet ins Stottern.

»Etwa Blut?«

Für einen Augenblick stand Susan Miller wie versteinert. Dann sagte sie: »Ja, es ist Blut.«

»Aber wie kommt das auf den Teppich? Haben Sie sich verletzt?«

»Nein, ich nicht. Ein anderer ist verletzt worden. Oder besser gesagt umgebracht worden. Und ich habe es getan.«

Sheila hatte das Gefühl, von einem Keulenschlag getroffen worden zu sein.

Sie versuchte zu lächeln, doch es wurde nur eine Grimasse daraus. »Das erzählen Sie mir nur. Sie lügen doch. Susan.«

»Nein, ich lüge nicht. Ich habe Seymour Destry umgebracht. Wollen Sie ihn sehen?«

»Ja«, sagte Sheila, die wirklich wissen wollte, was an Susan Millers Worten dran war.

»Kommen Sie, Sheila, Sie werden ihre Überraschung erleben.«

Susan Miller öffnete die Tür zum Duschraum.

Sheila stand langsam auf. Mit einem heftigen Ruck zog Susan den Plastikvorhang zur Seite.

»Da liegt er!«

Sheila Conolly schluckte. Sie sah direkt in das grauenhaft verzerrte Gesicht des Toten. Blutspritzer hatten das Brausebecken benetzt.

»Es ist also wahr«, flüsterte Sheila. »Sie haben ihn umgebracht.«

»Ja, ich sagte es Ihnen doch. Und er wird nicht mein einziges Opfer bleiben. Ich werde sie alle töten. Alle!«

Die letzten Worte weckten Sheila Conolly aus ihrer Erstarrung. Sie wirbelte herum.

Susans Gesicht hatte sich verwandelt.

Eine Vampirfratze starrte Sheila an. Die mörderischen Eckzähne blitzten. Zwei Arme schossen vor. Krallenhände griffen nach Sheilas

Schultern.

»Du wirst mir dein Blut geben«, keuchte Susan. Mit einem Ruck zog sie Sheila zu sich heran, wollte ihre Zähne in den Hals der Frau bohren.

Doch Sheila Conolly hatte schon einiges erlebt. Sie war mehrmals mit dem Grauen konfrontiert worden, und deshalb behielt sie in diesem entscheidenden Moment die Nerven.

Ehe die Zähne die Haut ihres Halses berühren konnten, riß Sheila ihren rechten Arm hoch und stieß gedankenschnell zwei gespreizte Finger in die Augen der Untoten.

Die Wirkung war frappierend.

Susan heulte auf. Ihre Hände lösten sich von Sheilas Körper. Sie wankte zurück in den Wohnraum der Kabine hinein.

Die Schreie der Untoten gellten in Sheilas Ohren. Sie wußte, daß sie jetzt nicht nachgeben durfte. Susan Miller war kein Mensch mehr. Sie war – durch was auch immer – zu einem Vampir geworden.

Sheila sprang vor. Ihre Hände verkrallten sich in Susans Haaren. Mit einer gewaltigen Kraftanstrengung schleuderte sie die Untote herum, daß sie gegen die Wand der Kabine krachte und wimmernd daran herunterrutschte.

Viel Zeit blieb Sheila nicht mehr. Durch reine Schläge konnte sie die blutsaugende Bestie nicht vernichten. Sie brauchte einen angespitzten Gegenstand, den sie Susan durch das Herz rammen konnte.

Susan Miller hatte die Schläge überstanden. Sie stand schon wieder auf den Beinen.

Ein gräßliches Fauchen drang aus ihrem halb geöffneten Mund. Mit irrem Blick stierte sie ihr vermeintliches Opfer an.

»Komm!« kreischte sie. »Ich werde es dir zeigen! Du sollst nur dem Meister gehören!«

Susan Miller bot einen schrecklichen Anblick. Sie hatte die Arme weit vorgestreckt und die Hände gespreizt. Ihr Gesicht hatte nichts Menschliches mehr an sich. Die blonden Haare hingen ihr wirr in die Stirn. Die Sucht nach frischem Blut hatte sie gepackt.

Sheila Conolly wich zurück. Sie wunderte sich, wie kalt sie auf einmal war. Jegliches Angstgefühl war verflogen. Sie wußte genau, daß sie mit dieser Untoten fertig werden würde.

»Ja, komm nur«, lockte Sheila. »Nicht du wirst mich vernichten, sondern ich dich.«

Susan fauchte wild. Die Worte hatten sie getroffen, machten sie unvorsichtig.

Mit ausgebreiteten Armen warf sie sich vor, versuchte Sheila zu packen.

Doch ihr vermeintliches Opfer wich mit einer gedankenschnellen Bewegung aus und drehte sich um die eigene Achse.

Der Angriff ging ins Leere. Wild warf sich die Untote herum. Sie wollte nicht aufgeben. Noch war nichts verloren.

Im gleichen Augenblick wurde die Tür auf gestoßen.

Fast synchron ruckten die Köpfe der beiden Frauen herum.

Ein Mann stand in der Kabine.

Graf Tomaso!

***

Mit sorgenvollem Gesicht schob Bill Conolly den erst halb leer gegessenen Teller zur Seite. Ein Ober, der dies sah, zog pikiert die Augenbrauen in die Höhe.

»Schmeckt es Ihnen nicht, Sir?«

»Nein, verdammt.«

Bill blickte seinen Freund John Sinclair an, der sich soeben eine Zigarette angezündet hatte. Auch er hatte nichts gegessen, außer der Vorspeise.

»Sheila bleibt verflixt lange, John. Da stimmt etwas nicht.«

Der Inspektor beugte sich vor. »Die beiden Frauen werden sich unterhalten. Vielleicht ist Susan Miller auch noch nicht fertig. Es gibt viele Gründe für ihr Wegbleiben.«

Der Reporter lachte spöttisch. »Daran glaubst du doch selber nicht.«

Mit dieser Vermutung hatte Bill allerdings recht. Auch John machte sich inzwischen Sorgen. Wenn er es sich auch noch nicht anmerken ließ.

»Ich sehe mal nach«, sagte Bill entschlossen. »Sheila hat mir zum Glück die Kabinennummer der Frau gesagt.«

Der Reporter wollte gerade aufstehen, als sein Blick für einen kurzen Augenblick John Sinclair streifte.

Der Inspektor schien seinen letzten Satz gar nicht mitbekommen zu haben. Er starrte interessiert in Richtung Eingangstür.

Auch Bill wandte jetzt den Kopf.

Ein Mann in der blauweißen Uniform eines Schiffsoffiziers schob sich langsam durch die einzelnen Tischreihen. Daran war an sich nichts besonderes, wenn nur nicht der Blick gewesen wäre, mit dem er die Passagiere anstarrte.

»John, was ist…«

Der Inspektor winkte ab. Langsam erhob er sich von seinem Stuhl. »Kümmere du dich um Sheila, Bill. Los, mach, es ist besser.«

»Und du?«

»Rede nicht! Geh!«

Johns Stimme klang scharf. Selten hatte Bill seinen Freund so erlebt. Aber er wußte auch, daß dann immer etwas los gewesen war.

Entschlossen wandte sich der Reporter um und strebte mit hastigen Schritten dem Ausgang zu.

John Sinclair löste sich von seinem Tisch und schnitt dem Mann in der Uniform den Weg ab. Der Scotland-Yard-Inspektor, auch Geister-Töter genannt, hatte einen Blick für Menschen wie dieser war.

Der Mann stand unter einem fremden Einfluß. Er bewegte sich wie eine Marionette.

Die anderen Gäste merkten nichts. Sie waren mit ihrem Essen beschäftigt. Ab und zu lachte eine Frau schrill auf. Scherzworte wurden gewechselt.

Ein unbeschwertes Treiben. Und niemand ahnte, daß das Grauen schon unterwegs war.

Noch drei Tische trennten John und den Uniformierten voneinander. Tische, die alle besetzt waren.

An einem saß eine ganze Familie. Ein Elternpaar mit ihren zwei halberwachsenen Töchtern.

Und da geschah es!

Wie ein Tier stürzte sich der Uniformierte plötzlich auf eines der Mädchen. Er krallte den Arm um seine Schulter und riß das Mädchen mitsamt Stuhl zu Boden.

Alles hatte nur Sekunden gedauert. Eine Zeitspanne, in der die Umhersitzenden wie gelähmt waren.

Dann erst gellte der Schrei der Unglücklichen auf.

Blitzschnell sprang der Vater auf, wollte sich auf den Unhold stürzen.

Ein Faustschlag fegte ihn zurück.

Noch immer lag das Mädchen schreiend auf dem Boden.

Brutal riß ihr der Unbekannte das Oberteil des Kleides herunter und stürzte sich mit einem Fauchen auf das Opfer.

Ober und beherzte Männer rannten zu dem Tisch.

Doch noch schneller war John Sinclair.

Wie eine Rakete fegte er durch die Luft und krachte dem Uniformierten in den Nacken, riß ihn damit von dem Mädchen weg.

Für Sekundenbruchteile sah John den Hals des Opfers und die beiden Bißstellen.

Damit wußte er endgültig Bescheid. Es waren Vampire auf dem Schiff.

Die beiden Kämpfenden prallten gegen den nächsten Tisch, rissen ihn um und wurden unter Schüsseln und Tellern begraben.

Normalerweise hätte das komisch gewirkt, doch diese Situation war verdammt ernst.

Die Männer waren gleichzeitig wieder auf den Beinen.

Der Uniformierte hatte den Mund aufgerissen. John sah die beiden Vampirzähne, von deren Spitzen Blut tropfte.

Der Vampir sprang auf John zu, wollte auch sein Blut haben.

Doch Inspektor Sinclair war mit allen Wassern gewaschen. Mitten in der Luft schmetterte er dem Unhold die Faust gegen den

ungeschützten Kopf.

Der Schlag war mit solcher Wucht geführt worden, daß normalerweise die Schädeldecke zertrümmert sein mußte.

Nicht bei dem Vampir. Der Hieb stoppte ihn zwar, warf ihn auch zu Boden, aber aufhalten konnte er ihn nicht.

Mit zwei, drei Bewegungen hatte sich der Untote um die eigene Achse gedreht und schleuderte noch im Liegen einen Stuhl gegen John Sinclairs Brust.

Der Inspektor kippte zurück. Er hatte das Gefühl, sein Brustkorb wäre in einen Fleischwolf geraten. Pfeifend zog er die Luft ein.

Irgend jemand fing John auf. Die Menschen hatten einen Kreis gebildet, der jetzt von dem davonrennenden Vampir durchbrochen wurde.

Zwei, drei Frauen stieß er brutal zur Seite. Männer, die sich ihm entgegenstellen wollten, wurden ebenfalls weggefegt.

John rannte hinter dem Untoten her.

»Halt!« gellte plötzlich eine sonore Stimme. »Mensch, Parkinson, sind Sie verrückt?«

John sah einen etwas kleineren Mann in der Uniform eines Kapitäns in den Saal gestürmt kommen. Es war der gleiche, den er auch am Hafen gesehen hatte.

Parkinson, der Vampir, hörte nicht. Er warf noch einen Mann zur Seite und war dann verschwunden.

Jetzt war die Verwirrung erst vollkommen. Ein paar Frauen fielen in Ohnmacht, alles schrie durcheinander, und John Sinclair mußte sich förmlich durch die Menschenleiber hindurchwühlen.

Der Vampir gewann Vorsprung.

Irgendwann erreichte auch John den Ausgang. Aber wohin jetzt?

Mehrere Gänge zweigten ab. Besatzungsmitglieder kamen wild diskutierend angelaufen. Die Szene mußte sich im Nu herumgesprochen haben.

Promenadendeck, las John auf einem Schild, an dem ein Pfeil angebracht worden war.

Da sollte er es mal versuchen. Vielleicht hatte er Glück.

Eine ziemlich breite Treppe führte hinauf. Sie endete vor einer Glastür.

Die beiden Doppeltüren waren noch in leichter Bewegung. Das konnte vom Wind kommen, oder aber…

John zog die eine Hälfte der Tür auf, schlüpfte hindurch auf das Deck.

Der Wind fegte über die freie Fläche und rüttelte an den vier Rettungsbooten, die in den Ecken standen.

Das Deck war menschenleer. Ein paar Lampen brannten. Ihr Schein reichte gerade aus, um einigermaßen etwas erkennen zu können.

Mit angespannten Sinnen ging John Sinclair weiter. Das Rauschen des Windes übertönte jedes Geräusch. Er hörte nicht einmal, wie die Wellen unten gegen die Bordwand klatschten.

Natürlich hatte der Inspektor keine Waffe bei sich, mit der er den Vampir hätte bekämpfen können. Wer denkt bei einer Urlaubsreise schon an solche Überraschungen.

Johns Blick kreiste.

Die Rettungsboote! Wenn sich jemand hier verstecken konnte, dann da.

Die Boote waren mit einer graugrünen Persenning bedeckt. Regenwasser hatte sich bei dem ersten Boot, das John in Augenschein nahm, in einer kleinen Mulde gesammelt.

Der Inspektor prüfte die Verschnürung. Sie war unversehrt.

Das nächste Boot.

Zeit genug hatte der Vampir gehabt, sich hier zu verstecken.

Wieder hatte John Pech.

Langsam näherte er sich dem dritten Boot. Plötzlich verharrte er!

Die Verschnürung war an einer Seite gelöst worden. Und der Inspektor war auf einmal seiner Sache hundertprozentig sicher, daß in diesem Boot der Vampir stecken mußte.

Das Stück losgelöster Persenning wurde vom Wind hin und her gezerrt. Die Bänder klatschten gegen den Bootsrumpf.

John hielt die Persenning mit der linken Hand fest. Drei, vier Sekunden zögerte er.

»Kommen Sie raus!«

Im gleichen Augenblick riß er die Persenning hoch.

Eine häßliche Vampirfratze starrte ihn an. Deutlich sah John die beiden Zähne. Unwillkürlich zuckte er zurück.

Das faßte der Vampir als Schwäche auf. Er hatte in dem Boot gekniet und auf seine Chance gelauert.

Jetzt flog er hoch, hechtete über die Bordwand, und ehe John ausweichen konnte, bekam ihn der Untote an seinem Smoking-Kragen zu fassen.

Beide krachten auf das Deck.

Unglücklicherweise kam der Inspektor unten zu liegen. Hart drückte ihm der Untote das Knie in den Magen, preßte ihm dabei die Luft aus den Lungen und hackte mit den Zähnen nach Johns Hals.

Der Inspektor kannte fast jeden Trick. Sein Kopf fuhr hoch. Mit der Stirn knallte er gegen den halboffenen Mund des Vampirs. Haut platzte John weg. Aber er hatte Erfolg.

Der Vampir wurde nach hinten gerissen. Sein Griff lockerte sich.

Sofort setzte der Inspektor nach. Mit einem trockenen Schlag gegen den Hals des Untoten, schaffte er sich Luft. Dann eine schnelle Drehung, und er hatte sich befreit.

»So«, keuchte John. »Jetzt wollen wir mal miteinander…«

Ein Fauchlaut riß ihm das Wort vom Mund.

Auf dem Boden hatte sich der Vampir noch herumgeworfen, war wieder auf die Beine gekommen und rannte auf die Glastür zu.

Johns Hechtsprung war zirkusreif. Seine Hände krallten sich in den Stoff der Hosenbeine. Der Untote vollführte einen halben Salto und krachte aufs Gesicht.

Für einige Augenblicke blieb er liegen.

Die Zeit reichte John. Er zog den Untoten hoch und zerrte ihn zur Reling.

Hart preßte er ihn gegen das Geländer. Mit der rechten Hand hielt er dabei die Kehle des Untoten umklammert, so daß dieser sich nicht rühren konnte.

»So, jetzt mal raus mit der Sprache!« zischte John. »Wer hat dich zum Vampir gemacht?«

Ein gellendes Gelächter war die Antwort.

John preßte die Zähne zusammen.

»Ich werde den Pfahl holen«, flüsterte er heiser, »und ihn dir durch die Brust rammen, bis dein verfluchtes Leben vorbei ist!«

In den Augen des Vampirs flackerte es. Der Pfahl und das Kreuz. Das waren die Waffen, die Untote am meisten fürchteten.

»Nochmal, wer hat dich zum Vampir gemacht?«

Der Untote wand sich in Johns Griff. Vergeblich. Eisern hielt der Inspektor fest.

»Es – es ist der Meister«, keuchte der Vampir. »Ich habe ihn erst vorhin getroffen. Er hat Großes vor. Ich war erst der Anfang. Das ganze Schiff wird unter seine Kontrolle geraten. Alle werden sie zu Vampiren und nur ihm gehorchen.«

»Wer ist der Meister? Los, spuck es aus!«

»Ich kenne ihn nicht mit Namen. Du mußt ihn schon selbst suchen. Er ist auf dem Schiff. Jeder kann es sein Jeder!«

Es wurde John überdeutlich bewußt, in welch ungeheurer Gefahr die Passagiere und die Besatzung der CORMORAN schwebten. Wenn diese Vampirseuche um sich griff, dann…

»Wer ist noch sein Diener?« knirschte John.

»Eine Frau. Eine hübsche Frau.«

»Wie heißt die?«

»Ich kenne sie nicht. Aber Sie hat blonde Haare, und sie wird dem Meister viele Männer bringen.«

John Sinclair zuckte zusammen. Susan Miller hatte laut Sheilas Beschreibung auch blonde Haare.

Sollte etwa ein Zusammenhang bestehen? Es sah ganz so aus. Und wenn, dann schwebten Sheila und Bill in höchster Gefahr. Falls Sheila nicht schon…

John durfte gar nicht daran denken.
»Du wirst mich jetzt zu dieser blonden Frau bringen«, flüsterte John. »In ihre Kabine, und dort werden wir gemeinsam auf den Meister warten.«
»Ich mache nichts«, erwiderte der Vampir. »Du kannst mich nicht töten. Du hast keine geweihte Kugel, keinen Pfahl – nichts! Ich werde dich töten!«
»Das wollen wir doch mal sehen!«
Mit einem Ruck zog John den Vampir zu sich heran, kreiselte gleichzeitig herum und bog ihm den rechten Arm nach oben.
»Ich werde dich zwar nicht mit dem Pfahl töten, aber ich werfe dich ins Meer, denn die Schiffsschraube genügt, um dir den Garaus zu machen.«
»Neiinnn!« heulte der Vampir, der genau wußte, wie nah sein Ende war.
Doch John trieb ihn gnadenlos voran. Hier Rücksicht walten zu lassen wäre Selbstmord gewesen.
Der Vampir prallte mit der Brust gegen die Reling. John bückte sich blitzschnell und griff nach den Beinen des Untoten. Ein Ruck genügte dann.
»Lassen Sie den Mann los, Mister!« quietschte plötzlich eine Stimme hinter Johns Rücken auf. »Oder wollen Sie eine Kugel?«

***

»Endlich!« kreischte Susan Miller.
Sie stürzte Graf Tomaso entgegen, riß ihn einfach zur Seite und stieß dann den Arm vor.
»Das ist dein nächstes Opfer! Nimm sie dir! Trinke ihr Blut bis auf den letzten Tropfen! Und ich will dabei sein, will sehen, wie du sie zu deiner Sklavin machst.«
Sheila Conolly erkannte in diesen schrecklichen Augenblicken die ganze grausame Wahrheit. Sie brauchte nur die funkelnden Zähne des Mannes zu sehen, um zu wissen, was hier gespielt wurde. Er war der Meister, und sie, Sheila Conolly, würde nicht die Kraft haben, sich gegen ihn zu wehren.
Die junge Frau spürte die Panik in sich hochsteigen. Ihre Knie begannen zu zittern. Die Augen füllten sich mit Tränen.
Nur leise vernahm sie Susans zischende Stimme. »Los, hol sie dir, oh Meister! Sie gehört dir. Dir ganz allein.«
»Nein!«
Wie das Echo eines Peitschenschlages hallte dieses Wort durch die Kabine.
»Ich werde diese Frau zu meiner Dienerin machen. Aber nicht sofort. Ich nehme sie mit in mein Versteck. Vielleicht kommt irgendwann mal

der Zeitpunkt, wo ich eine Geisel gebrauche, und da kommt sie mir gerade recht.«

»Das kannst du nicht machen!« kreischte Susan. »Mit ihr soll das gleiche geschehen wie mit mir. Ich sehe nicht ein, daß…«

Wild zerrte sie an Graf Tomasos Arm.

Mit einer knappen Bewegung schleuderte der Vampir die tobende Susan von sich.

»Halte dich still!« befahl er. »Oder ich werde dich vernichten. Opfer bekomme ich genug.«

Mit gleitenden Schritten kam er auf Sheila zu.

Bills Frau wollte ausweichen, doch der Vampir hatte beide Arme ausgestreckt und ihr den Fluchtweg versperrt.

»Du hast keine Chance«, knurrte er kehlig. »Wenn du dich wehrst, mache ich dich sofort zu meiner Dienerin.«

Nie gekannte Angst preßte Sheilas Herz zusammen. Die Worte des Grafen tönten wie Hammerschläge in ihrem Kopf.

Eine Hand legte sich auf ihre Schulter. Sie spürte die kalten Finger auf ihrer Hand und schauderte unwillkürlich zusammen.

Graf Tomaso griff mit der anderen Hand unter ihr Kinn, drehte den Kopf so, daß Sheila den Vampir ansehen mußte.

Wie tiefe Kohlenschächte kamen ihr die Augen vor. Schächte, in die man hineinfallen konnte und endgültig verloren war.

»Du tust genau, was ich dir sage«, hörte sie die Stimme des Vampirs.

Sheila nickte. Ihr kam es vor, als spräche der Graf aus unendlicher Ferne.

»Ja, ich mache alles, was du willst.«

Sheila Conolly merkte nicht, daß sie sich bereits in einer Hypnose befand. Gehorsam streckte sie die Hand aus, umklammerte die Finger des Grafen und ließ sich willig zur Tür ziehen.

Susan Miller hatte sich inzwischen wieder aufgerafft. Sie lehnte mit dem Rücken an der Wand und starrte aus brennenden Augen den beiden nach.

Mit einem dumpfen Ton fiel die Tür ins Schloß.

Susan Miller ballte die Fäuste. Die Sucht nach frischem Blut machte sie verrückt. Wenn sie nicht bald etwas bekam, würde sie auf den Gang rennen und den Nächstbesten anfallen.

»Und ich kriege dich doch, Sheila Conolly!« keuchte Susan Miller…

***

Mit Riesensätzen hetzte Bill Conolly durch das Schiff. Die Angst um seine Frau trieb ihn voran. Er nahm keine Rücksicht auf Entgegenkommende. Manches Schimpfwort wurde ihm nachgerufen. Ein Steward, der ihn aufhalten wollte, machte Bekanntschaft mit Bills rechter Faust. Der gute Mann war immer noch bewußtlos.

Endlich hatte Bill den Gang erreicht, auf dem auch Susan Millers Kabine lag.

Nummer zwei, vier, sechs…

Bill verlangsamte seine Schritte.

Nummer acht!

Zwei Sekunden blieb Bill stehen. Sein Atem flog. Schweiß bedeckte seinen Körper.

Wenn ihr nun gar nichts geschehen ist? Wenn ihr…

»Nein!« preßte Bill hervor. Er schüttelte die Gedanken ab wie ein Hund die Wassertropfen.

Entschlossen legte er die Hand auf den Türknauf, drehte ihn herum und riß die Kabinentür auf.

Hart knallte die Tür gegen die Wand, prallte sofort wieder zurück und schnappte ins Schloß.

Doch da stand Bill bereits in der Kabine.

Susan Miller kreiselte herum. Spitz stachen ihre beiden Vampirzähne hervor. Sie sah Bill Conolly, der breitbeinig vor der Tür stand, und ein wohliger Schauer rieselte über ihren Rücken.

Ein neues Opfer…

Bill brauchte nur die Frau zu sehen, um zu wissen, was gespielt wurde. Es war nicht das erste Mal, daß er einem Vampir gegenüber stand.

Allerdings war er diesmal waffenlos.

»Wo ist Sheila Conolly?« flüsterte Bill heiser, aber laut genug, daß Susan Miller ihn auch verstehen konnte.

Die Untote kicherte hämisch. »Du wirst sie nie wiedersehen. Der Meister hat sie mitgenommen.«

»Wo ist Sheila?«

Bill stapfte vor. Er hatte jegliches Gefühl ausgeschaltet. Er wußte nur, daß er seine Frau finden und die Untote töten mußte. Egal wie.

»Such sie doch!«

Bill drehte durch. Mit einem Wutschrei warf er sich vor und schmetterte der Untoten seine Faust ins Gesicht.

Der Schlag war mit voller Wucht geführt worden. Susan Miller wurde zurückgeschleudert, krachte gegen die Tür zum Duschraum und hatte noch soviel Fahrt, daß die Tür unter dem Gewicht aufgerissen wurde und die Untote in die Dusche schlitterte.

Bill Conolly setzte blitzschnell nach. Er zwängte sich durch die Tür, bückte sich, wollte die Untote packen – und erstarrte.

In den kleinen Duschraum lag eine Leiche.

Der Tote sah grauenhaft aus. Jemand hatte ihm die Brust zerfetzt.

Bill mußte schlucken. Sein Gesicht wurde bleich. Er paßte einen Moment nicht auf.

Schon griff Susan Miller an.

Sie sprang hoch, und ehe sich der Reporter versah, rissen ihm fünf Fingernägel das Hemd auf.

Blutige Streifen zeichneten seine Haut.

Das machte die Untote verrückt.

Fauchend versuchte sie, die Zähne in Bills Brust zu hacken.

Der Reporter konnte nur mit einer Reflexbewegung ausweichen und ging zum Gegenangriff über.

Ein knallharter Schlag schleuderte Susan Miller zurück. Sie stolperte und fiel in das Duschbecken. Über der Leiche blieb sie liegen.

Bill hetzte zurück in die Kabine. Er wußte, daß er der Untoten nicht beikommen konnte. Er mußte eine Waffe finden, einen spitzen Gegenstand, den er ihr in die Brust rammen konnte.

Aber wo?

Die Augen des Reporters irrten umher. Nirgendwo war ein Pfahl oder irgendeine ähnliche Waffe zu finden.

Da fiel sein Blick auf den Schrank. Bill sprang hin und riß ihn auf.

Ein Waschbecken, zwei Handtücher und ein Spiegel verbargen sich dahinter.

Bill sah den Spiegel, und die Idee zuckte wie ein Blitz in seinem Kopf auf.

Er lief ein paar Schritte zurück und schnappte sich den marmornen Aschenbecher, der auf dem Tisch stand.

Aus der Duschkabine hörte er das irre Kichern der Untoten, die ihr Opfer schon sicher glaubte.

Bill hob den rechten Arm. Einen Herzschlag später zischte der schwere Aschenbecher durch die Luft.

Bill hatte die rechte obere Ecke des Spiegels anvisiert und traf genau.

Klirrend ging das schwere Stück zu Bruch. Allerdings zerfiel es nicht in tausend kleine Splitter, sondern es blieben noch genügend handtellergroße Stücke übrig, die man als Waffe benutzen konnte.

Genau das hatte Bill gewollt.

Er riß eines der Handtücher vom Haken, wickelte es sich um seine rechte Hand und riß die längste Scherbe aus der Spiegelfassung.

Im gleichen Augenblick verließ Susan Miller die Duschkabine.

Bill wirbelte herum. Die Hand mit der Scherbe versteckte er hinter seinem Rücken.

Die Untote ging leicht gebückt. Sie hatte die Arme ausgestreckt. Ihr Mund war aufgerissen, und ihr Körper dürstete nach Blut.

»Du entkommst mir nicht!« hechelte sie. »Du nicht!«

Der Reporter ließ sie herankommen. Nur wenn er jetzt die Nerven behielt, konnte er den Kampf gewinnen.

Noch zwei Schritte.

Die Untote stieß einen Triumphschrei aus.

Jetzt!

Susan Miller warf sich vor, wollte Bill packen, ihn mit ihrer ungeheuren Kraft niederreißen.

Bills Rechte wischte hinter dem Rücken hervor, die Scherbe blitzte einen Herzschlag lang auf und drang dann der Untoten genau in Höhe des Herzens in die Brust.

»Aaaahhhh!«

Der grauenhafte Schrei drang dem Reporter durch Mark und Bein. Er ließ die Scherbe los, warf das Handtuch weg und sprang angeekelt zurück.

Susan Miller brach zusammen. Es gab einen dumpfen Laut als sie mit dem Rücken auf den Teppich fiel.

Ein rotschwarzer Blutstrom schoß aus der Wunde, welche die Spiegelscherbe gerissen hatte. Susans Hände zuckten wie im Krampf. Sie wollte die Scherbe fassen, sie aus der Brust herausreißen, doch ihre Arme fielen kraftlos zur Seite.

Ein letztes, langgezogenes Stöhnen drang aus ihrer Brust. Dann war es vorbei.

Susan Miller, die Untote, hatte den endgültigen Tod gefunden. Sie war erlöst, so paradox sich dies anhört.

Auf ihrem Gesicht lag jetzt wieder ein friedlicher Ausdruck. Die Augen waren zur Decke gerichtet.

Bill kniete nieder und zog die Augendeckel über die Pupillen.

»Du hast es geschafft«, flüsterte er heiser.

Der Reporter warf einen Blick durch die offenstehende Tür in die Duschkabine. Er sah die Beine des toten Mannes dort in dem Duschbecken.

Welches grauenvolle Drama mußte sich hier abgespielt haben.

Als der Reporter nach seinen Zigaretten griff, merkte er, wie seine Hände zitterten. Er schaffte es erst beim dritten Versuch, das Stäbchen aus der Packung zu klopfen.

Das Feuerzeug schnippte auf. Überlaut drang dieses Geräusch durch die Stille.

Bill wischte sich über das Gesicht. Eine Untote hatte er erledigen können – aber Sheila, seine Frau, war immer noch verschwunden. Sie befand sich in den Klauen eines blutsaugenden Monsters. Würde er sie überhaupt noch einmal wiedersehen…?

***

Der Inspektor versteifte sich.

Jetzt sind Sheila und Bill verloren, war sein erster Gedanke.

Automatisch gehorchte er dem Befehl des Unbekannten hinter seinem Rücken und ließ den Vampir los, der sofort zur Seite sprang und sich in einer dunklen Stelle verbergen wollte.

»So ist es gut, Mister!« hörte John wieder die befehlsgewohnte

Stimme. »Und nun drehen Sie sich langsam um. Dabei heben Sie die Arme hübsch in Schulterhöhe.«

Zähneknirschend kam John dem Befehl nach. Ihm war klar, wenn er jetzt nicht überzeugend genug argumentierte, konnten unter Umständen sämtliche Menschen auf dem Schiff verloren sein.

Drei Männer starrten John an. Unter ihnen befand sich auch der Kapitän. Er stand in der Mitte. Zwei Offiziere mit schußbereiten Pistolen flankierten ihn.

Der Kapitän trat einen Schritt vor. Er kniff die Augen leicht zusammen und betrachtete John Sinclair genauer.

»Haben wir uns nicht schon einmal gesehen, Mister?«

»Das ist durchaus möglich, Käpt'n. Aber jetzt…«

»Halten Sie Ihren Mund!« zischte der Kapitän. »Auf meinem Schiff redet nur derjenige, dem ich die Fragen stelle.«

Dieser Mann schien ein scharfer Hund zu sein. Von der Verbindlichkeit anderer Seelords, die große Passagierdampfer führten, war nichts zu merken. Der Kapitän war im Gegensatz zu oft geschilderten Romanhelden aus seinem Beruf klein und mit einem Ansatz zum Hängebauch, über den sich die Uniformjacke straff spannte. Sein Gesicht war rund und übersät mit hektischen, roten Flecken. Das konnte John einigermaßen gut erkennen, da durch die gläserne Tür genügend Licht fiel. Der Inspektor schätzte auch, daß unter der schmucken Kapitänsmütze strohblondes Haar wuchs.

Der Seelord stemmte die Arme in die Hüften. »Ich bin Kapitän van Heeren. Sie sind vorläufig festgenommen, Mister. Dieses steht mir Kraft meines Amtes zu!«

Im Gegensatz zu seinem Äußeren hatte van Heeren eine tiefe Stimme, die einem ängstlichen Menschen Angst einjagen konnte.

Aber nicht John Sinclair.

»Hören Sie, Käpt'n«, erwiderte der Inspektor scharf. »Ich habe jetzt keine Zeit, um noch große Reden zu halten. Lassen Sie sich jedoch eins gesagt sein, wenn wir jetzt nicht handeln, ist das gesamte Schiff mit seiner Besatzung und den Passagieren verloren.«

»Sie sind ein Spinner!«

John winkelte den rechten erhobenen Arm an und schob ihn unter das Revers seines Smokings.

»Lassen Sie das!« Dieser Befehl war von einem der Offiziere gekommen.

John verharrte. Aus den Augenwinkeln sah er, daß der Vampir versuchte, sich von dem Deck zu schleichen.

»Achten Sie auf ihn«, sagte John.

»Bleiben Sie stehen, Parkinson«, sagte der Offizier, der auch John gerade angeschnauzt hatte. »Und Sie, Mister, nehmen wieder den Arm hoch.«

»Nein!« Johns Antwort klang bestimmt. »Passen Sie gut auf, meine Herren. Ich habe keine Waffe bei mir. Ich möchte Ihnen nur etwas zeigen. Hier!«

Mit zwei Fingern zog John seine Brieftasche hervor, klappte sie auf und ließ seinen in einer Plastikhülle steckenden Ausweis herausrutschen.

Er warf ihn dem Kapitän zu, der das Dokument geschickt auffing.

Fast eine Minute starrte van Heeren auf den Ausweis. Dann ruckte sein Kopf hoch. Er nahm die Mütze ab und strich über sein schütteres Haar.

John bemerkte, daß er mit seiner Vermutung recht behalten hatte. Das Haar war tatsächlich strohblond.

Van Heeren kam auf John zu und gab ihm den Ausweis zurück. »Tut mir leid, Inspektor. Ich habe nicht gewußt, daß Sie Polizeibeamter sind. Deshalb also dieses außergewöhnliche Interesse an dem Toten unten am Hafen. Aber sagen Sie eins: sind Sie dienstlich hier? Und was ist mit Parkinson, dem Dritten Offizier?«

»Langsam, Käpt'n. Immer der Reihe nach.« John wies auf den Vampir, der sich ängstlich gegen die Reling gepreßt hatte. »Dieser Mann dort ist ein Untoter.«

»Ein was?« Titus van Heeren, eingefleischter Seelord, der die Weltmeere wie seine Westentasche kannte, zweifelte an seinem Verstand. So etwas hatte er noch nie gehört.

»Er ist ein Untoter«, wiederholte John, »oder ein Vampir, falls Ihnen das mehr sagt.«

»Ja, von Vampiren habe ich gelesen«, erwiderte van Heeren. »Aber die gibt es doch nur in Büchern.«

»Haben Sie eine Ahnung. Ich werde Ihnen jetzt und hier beweisen, daß Vampire existieren.«

»Wie wollen Sie das denn machen?«

»Geben Sie mir eine Pistole.«

»Wie Sie meinen.«

Der Kapitän befahl einem der Offiziere, die Pistole abzugeben. John wog die Waffe gemächlich in der Hand. Ein bitteres Lächeln hatte sich in seinem Gesicht eingekerbt. Im Prinzip widerte ihn diese Demonstration an, aber hier mußte es sein.

Die Waffe in Hüfthöhe haltend, ging John auf den Vampir zu. Der Untote stand genau zwischen zwei Beleuchtungskörpern, und John Sinclair sah das Weiße in den weit aufgerissenen Augen des Mannes leuchten.

Der Vampir hatte Angst.

Drei Schritte vor ihm blieb John stehen.

Der Mund des Untoten war halb geöffnet. Wie zwei weiße Dolche klebten die Spitzen der Zähne auf der Unterlippe.

Der Inspektor hob den rechten Arm, zielte und drückte zweimal hintereinander ab.

Beide Geschosse fegten dem Vampir in die Brust.

Der Untote brüllte auf, jedoch nicht vor Schmerz, sondern mehr aus Schrecken, denn die Wucht der Einschläge hatte ihn gegen das Geländer gepreßt.

John Sinclair ließ die Waffe sinken. Er drehte ein wenig den Kopf nach links.

»Nun, meine Herren, haben Sie alles verfolgt?«

»Verdammt, ja«, ächzte Titus van Heeren, der Kapitän. »Die Kugeln sind ihm beide in die Brust gefahren, und… oh, verdammt.«

»Es waren eben keine Silberkugeln«, erklärte John. »Damit wäre der Vampir jetzt ausgelöscht.«

Auch die beiden Offiziere sahen sich betreten an. »Ich habe einen silbernen Talisman«, sagte einer von ihnen. »Können Sie damit etwas anfangen, Sir?«

»Ist dieser Talisman geweiht?« stellte John die Gegenfrage.

»Nein.«

»Dann ist er wertlos. Aber ich weiß trotzdem, wie wir den Vampir vernichten können.« John ließ die Pistole in die Außentasche seines Smokings gleiten. Die Waffe war ihm jetzt nur hinderlich. Dann trat der Inspektor noch einen Schritt vor.

Der Vampir verzog das Gesicht. Ein hämisches Kichern kam aus seinem Mund.

»Du kannst mich nicht töten, denn du hast keine Waffe bei dir. Keinen Pfahl und…«

John ließ den Untoten nicht erst ausreden. »Und doch kann ich dich töten. Ich werde das nachholen, was ich vorhin vorgehabt habe.«

Mit einem gedankenschnellen Schlag rammte John dem Untoten die flache Hand unter das Kinn und packte gleichzeitig den Hosengürtel des Vampirs.

Ein kurzer Ruck, und der Blutsauger schwebte in der Luft.

Verzweifelt strampelte der Untote mit den Beinen. Aus seinem Mund drangen gräßliche Schreie.

John kannte kein Pardon. Durfte es nicht kennen, denn diese Brut der Untoten mußte ausgerottet werden.

Der Inspektor bog den Oberkörper weit zurück und warf den Vampir im hohen Bogen über die Reling.

Ein langgezogener Schrei drang aus dem Mund des Blutsaugers, der abrupt verstummte, als der Körper auf die Wasseroberfläche klatschte.

Die tonnenschwere Schiffschraube würde ihr übriges tun.

Der Inspektor wandte sich um.

Drei bleiche Gesichter starrten ihn an.

»Mußte das sein?« fragte der Kapitän rauh. »Gab es keine andere

Möglichkeit?«
John schüttelte den Kopf. »In diesem speziellen Fall nicht.«
Titus van Heeren schluckte. Er öffnete den Mund zu einer Frage, schien sich aber nicht zu trauen, den Satz auszusprechen.
»Sie wollen sicher wissen, ob er der einzige Vampir gewesen ist?«
»Ja.«
»Da kann ich Ihnen leider auch keine genaue Auskunft geben. Aber lassen Sie sich gesagt sein, einen Vampir wird es bestimmt noch auf dem Schiff geben.«
»Mein Gott«, flüsterte der Kapitän. »Dann schweben wir tatsächlich alle in großer Gefahr.«
»Genau. Und wir müssen was dagegen tun.«
»Sehen Sie denn eine Möglichkeit, Inspektor?«
»Vielleicht. Aber darüber möchte ich mit Ihnen allein reden.« Und zu den beiden Offizieren gewandt, sagte John: »Ich wünsche, daß Sie über diese Vorfälle strengstes Stillschweigen bewahren. Es darf auf keinen Fall an Bord zu einer Panik kommen. Verstanden?«
»Ja«, lautete die einstimmige Antwort.
»Ich schlage vor, wir gehen in Ihre Kabine, Käpt'n«, sagte John Sinclair. »Dort sind wir ungestört.«
Die Männer wollten sich gerade auf den Weg machen, als hinter der Glastür ein Mann auftauchte, hastig einen Türflügel aufriß und auf John zugestürzt kam.
Der Mann war Bill Conolly. Die Haare hingen ihm wirr in die Stirn, das Hemd war aufgerissen, und sein Gesicht war naß von Schweiß.
John Sinclair ahnte Schreckliches, als er Bill so sah.
Sein Blick hing wie eine unsichtbare Frage an dem Gesicht des Reporters.
»Sheila!« keuchte Bill Conolly. »Sie… sie ist verschwunden. Ein Vampir hat sie geholt!«
Einen Herzschlag lang schloß John die Augen. Obwohl er es irgendwie geahnt hatte, traf ihn die Nachricht doch wie ein Keulenschlag.
Der Inspektor hatte seinen Freund noch nie so deprimiert gesehen. Bill hatte den Kopf gesenkt. Tränen schimmerten in seinen Augen.
»Einen Vampir habe ich umbringen können. Aber Sheila – sie ist… John, ich glaubte nicht, daß wir sie noch retten können…«

***

Niemand hatte Graf Tomaso auf seinem Gang durch das Schiff beachtet. Auch Sheila Conolly schenkte keiner große Aufmerksamkeit. Sie schien einfach zu dem Grafen zu gehören.
Jetzt trieb sich der Vampir mit dem Mädchen in den unteren Laderäumen herum. Er suchte nach einem geeigneten Versteck für

Sheila Conolly – und nach neuen Opfern.
Noch lag eine lange Nacht vor ihm. Eine Nacht, in der die Menschen auf dem Schiff das Grauen kennenlernen sollten.
Tomaso hatte wohl etwas von der Hektik gespürt, die das plötzliche Auftauchen des Vampirs in dem Speiseraum zur Folge gehabt hatte. Aber das war erst der Anfang.
Sheila Conolly folgte dem Blutsauger wie ein treuer Hund seinem Herrn. Bills Frau war nur noch eine Marionette. Dank seiner teuflischen Fähigkeiten hatte Tomaso ihr den eigenen Willen aufgezwungen.
Und wie so oft kam auch diesmal dem Vampir der Zufall zu Hilfe.
Graf Tomaso hörte plötzlich Schritte. Die mit kleinen Metallplatten versehenen Absätze knallten dumpf auf dem Boden.
Der Graf verharrte, zog Sheila dicht an sich.
Sie standen in einem schmalen Gang und hatten sich zusätzlich mit dem Rücken gegen die Wand gepreßt.
Eine Tür wurde geöffnet. Sie quietschte erbärmlich in den Angeln.
»Verdammt noch mal«, knurrte eine rauhe Stimme. »Die scheiß Tür…« Der Rest der Worte ging in unverständliches Gemurmel über.
Ein Lichtstrahl blitzte auf. Er kam von einer Taschenlampe, die der Ankömmling in der Hand hielt.
Die Tür fiel ins Schloß.
Jetzt tanzte der Lichtschein durch den Gang, erfaßte die beiden Wände – und…
»Was machen Sie denn da?« zischte der Mann und hielt die Lampe so, daß sie Graf Tomaso blendete.
Doch der Vampir ließ sich nicht beirren.
Er trat einen halben Schritt vor. Dadurch konnte der Mann mit der Lampe Sheila Conolly sehen.
»Aha«, sagte er, »ein Schäferstündchen zu zweit. Tut mir leid, daß ich…«
Weiter kam er nicht. Graf Tomaso hatte zugepackt.
Schraubstöcken gleich preßten sich seine Hände um die Kehle des Opfers. Wild warf der Vampir den Unglücklichen herum, knallte ihn gegen die Wand des Ganges.
Die Lampe fiel dem Mann aus der Hand, brannte aber weiter.
Graf Tomaso war besessen. Er würgte sein Opfer so lange, bis kein Laut mehr aus dessen Kehle kam. Dann erst ließ er von ihm ab. Langsam sackte der Mann zu Boden. Der Vampir fühlte nach dessen Puls. Er schlug noch.
Graf Tomaso winkte Sheila heran. »Heb die Lampe auf!« befahl er. Sheila gehorchte.
Der helle Strahl fiel auf einen Schlüsselbund, der am Gürtel des Ohnmächtigen hing.

In den Augen des Vampirs blitzte es auf. Genau das hatte er gehofft.

Er löste den Schlüsselbund und ging damit zu der Tür, hinter der auch sein Sarkophag stand.

Der fünfte Schlüssel paßte. Sheila leuchtete dem Vampir bei dieser Arbeit mit der Lampe.

Die Tür schwang zurück. Muffige Luft strömte aus dem Lagerraum. Der Vampir gab Sheila die Lampe, ging zu dem Bewußtlosen und schleifte ihn in den Lagerraum. Dann schloß er die Tür von innen. Graf Tomasos Augen leuchteten auf, als er den Mann vor sich auf dem Boden liegen sah. Wieder packte ihn der heiße Blutrausch.

Mit einem Knurren stürzte sich der Graf auf das wehrlose Opfer. Und Sheila Conolly beleuchtete die grausige Szene.

Endlich ließ der Vampir von seinem Opfer ab. Blutverschmiert war seine Mundpartie, und in seinen Augen stand zu lesen, daß sein Rausch noch längst nicht verflogen war.

Der Vampir sah den Sarkophag und blickte dann auf Sheila, seine wertvolle Geisel.

Ja, das war genau das Versteck für sie.

Der Untote packte Sheila in ihrem rechten Handgelenk und zog sie zu dem Sarkophag.

Graf Tomaso schob den Deckel zurück.

Die dunkle Öffnung gähnte ihn an »Steig ein!«

Sheila übergab ihrem Meister die Lampe und gehorchte.

Kratzend schloß sich der Deckel über dem wehrlosen Mädchen. Ihre Körperfunktionen waren zwar auf das Minimalste beschränkt, aber lange konnte sie es in diesem Gefängnis nicht aushalten.

Sheila Conolly würde elendig ersticken…

***

Die Kabine des Kapitäns war geräumig und mit Mahagoni getäfelt. Aus dem gleichen Material waren auch die beiden hohen Einbauschränke an der linken Wand des Raumes.

»Setzen Sie sich«, sagte Titus van Heeren und deutete auf eine moosgrüne Polstergarnitur.

John Sinclair und Bill Conolly nahmen Platz.

Bevor sie hierher gekommen waren, war die Kabine Nummer acht versiegelt worden. Sie hatten die Toten ungesehen weggeschafft, und John hatte erste Spuren gesichert. Dr. Fulmer, Chef der kleinen Expedition, wußte noch von nichts. Ihn wollten sie erst später informieren.

»Möchten Sie etwas trinken?« fragte der Kapitän.

John und Bill einigten sich auf Whisky. Dem Reporter stand noch immer der Schrecken im Gesicht geschrieben. Und das sollte etwas heißen, denn Bill war ein verdammt harter Brocken.

Die ersten Gläser tranken sie auf einen Zug. Während der Kapitän nachschenkte, berichtete Bill noch einmal ausführlich, was er erlebt hatte. Als er auf Sheila zu sprechen kam, begann seine Stimme zu zittern.

John Sinclair zündete sich eine Zigarette an. »Es ist natürlich klar. Wir müssen so schnell wie möglich entscheidende Maßnahmen treffen. Und zwar noch in dieser Nacht.«

»Vielleicht sollten wir einen Hafen anlaufen«, schlug van Heeren vor.

»Das hätte wenig Sinn. Denken Sie nur daran, Käpt'n, es würde einem Vampir gelingen, an Land zu kommen. Die Folgen wären nicht auszudenken. Nein, nein, die Sache muß hier auf dem Schiff bereinigt werden.«

»Wissen Sie denn schon, wie?« fragte van Heeren.

»Im Augenblick noch nicht. Aber was Sie mir geben oder besorgen können, wäre ein Plan von Ihrem Schiff.«

»Das läßt sich machen, Inspektor. Und zwar sofort.«

Titus van Heeren ging zu dem Einbauschrank und holte eine zusammengefaltete Karte hervor. Sie war so groß, daß er sie auf dem Boden ausbreiten mußte.

Die Karte zeigte die Vorder-, Drauf- und Seitenansicht der CORMORAN.

Die Männer beugten sich über die Karte.

»Jetzt meine Frage, Käpt'n. Wo kann man sich auf diesem Schiff gut verstecken.«

Titus van Heeren knetete sein Kinn. »Das ist schwer, Inspektor. Wir haben eine große Besatzung und es sind eigentlich überall Leute.«

»Aber ich bitte Sie. Es gibt doch irgendwelche Räume. Vielleicht Lagerräume, die sich als Versteck eignen.«

»Im Prinzip schon. Nur – die sind abgeschlossen.«

»Während der gesamten Fahrt?«

»Eigentlich ja. Allerdings werden sie zweimal am Tag kontrolliert. Meistens vom Lademeister oder dessen Stellvertreter. Es kann durchaus sein, daß trotz Stabilisatoren bei hohem Wellengang ein Teil der Ladung verrutscht. Dann müssen wir für gewisse Beschädigungen aufkommen.«

»Man kann aber in diese Laderäume hineinkommen«, sagte John Sinclair.

»Ja. Aber wie gesagt, den Schlüssel hat der Lademeister.«

»Und wie ist es mit den Ladeluken oben auf Deck?« wollte Bill Conolly wissen.

»Die sind fest verschlossen und verriegelt. Also von dort aus ist es unmöglich.« Titus van Heeren erhob sich ächzend. »Aber warum hängen Sie sich immer an den Laderäumen fest, zum Teufel. Es gibt doch noch andere Verstecke.«

»Das kann ich Ihnen sagen, Käpt'n.« erwiderte Bill. »Der Vampir muß irgendwie aufs Schiff gekommen sein. Und meine verschwundene Frau hat eine gewisse Susan Miller kennengelernt, die Mitglied einer Drei-Personen-Forschungsgruppe war. Die haben die alten europäischen Schlösser im Donaugebiet durchstöbert und verschiedene wertvolle Gegenstände aus vergangenen Zeiten mitgebracht. Und deshalb nehmen wir an, daß sich darunter etwas befunden haben muß, wodurch der Vampir an Bord gekommen ist.«

»Das kann nur eine Kiste sein«, sagte John.

Titus van Heeren legte seine Stirn in nachdenkliche Dackelfalten. »An dieser Vermutung ist was dran. Das beweist allein die Tatsache, daß einer meiner Matrosen auf mysteriöse Weise ums Leben gekommen ist. Als das geschah, war die Ladung nämlich bereits auf dem Schiff.«

»Da haben wir's«, meinte John.

»Und nun wollen Sie sich wohl die Laderäume ansehen.«

»Richtig geraten, Käpt'n.«

Van Heeren griff zu dem grauweißen Telefon, das auf dem kleinen Holztisch neben der Couch stand.

»Lagermeister Johnson, bitte!«

Der Kapitän deckte die Sprechmuschel mit der Hand zu. »Augenblick noch, sie holen den Mann gerade. Johnson ist übrigens Engländer. Ein sehr zuverlässiger Mann. Ja?« Der Kapitän lauschte wieder in den Hörer. Sein Gesicht nahm dabei innerhalb von Sekunden eine knallrote Farbe an, doch dann wurde es bleich. »Das gibt es doch nicht«, knurrte van Heeren. Er hörte noch einige Sekunden zu und sagte dann: »Ist gut, ich werde entsprechende Maßnahmen in die Wege leiten.«

Langsam drehte sich van Heeren zu John und Bill um.

»Was ist geschehen?« fragte der Inspektor.

Der Kapitän mußte dreimal schlucken, ehe er antworten konnte. »Der Lademeister ist schon seit einer halben Stunde nicht aufzutreiben. Niemand weiß, wo er sich befindet.«

»Verdammt«, flüsterte der Inspektor. »Jetzt haben wir den Salat.«

Auch Bill Conolly war bleich geworden. »Ob sich der Vampir da unten im Lager eingenistet hat?«

»Es ist anzunehmen. Wahrscheinlich hat er den Lademeister in seine Gewalt gebracht, Käpt'n.« Johns Stimme klang scharf wie ein Rasiermesser. »Ich brauche zwei Dinge. Erstens Knoblauch und zweitens einen angespitzten Holzpfahl. Können Sie das innerhalb der nächsten Minuten besorgen?«

»Das wird zu machen sein.«

Titus van Heeren verließ mit schnellen Schritten die Kabine.

»Und ich?« fragte Bill. »Welche Aufgabe hast du mir zugedacht?«

»Du bleibst erst mal in deiner Koje«, erwiderte John. »Du hast genug

mitgemacht.«
»Aber Sheila. Sie wird…«
»Gerade deshalb. Bill, dir fehlt jetzt in deinem Zustand die Übersicht. Versteh mich doch.«
Es dauerte noch einige Minuten, bis John seinen Freund überredet hatte.
Da war auch schon der Kapitän zurück. Er hatte das Gewünschte besorgt. Sogar einen Kranz aus Knoblauchzehen hatte er mit.
»Das ist genau richtig«, sagte John und hängte sich den Kranz um den Hals. »Knoblauch hat die Untoten schon immer geschreckt.« Dann blickte er auf den Holzpfahl. Er lag schwer und griffig in seiner Hand.
»Okay denn«, sagte John. »Drückt mir die Daumen, daß ich es schaffe.«
Die beiden Männer nickten.
John Sinclair verließ die Kabine. Wieder einmal stellte sich der Geister-Töter den finsteren Mächten zum Kampf…

***

In dem großen Speiseraum lief alles wieder seinen normalen Gang. Die Passagiere hatten ihr Dinner beendet, und nur ab und zu flackerte der störende Vorfall in den Gesprächen auf.
Dr. Fulmers Blick glitt durch den Speiseraum. Die Tische waren nur noch zur Hälfte besetzt. Die meisten Passagiere hatten gewechselt und waren in die Bars gegangen, wo sie nach einschmeichelnder Musik das Tanzbein schwingen konnten.
Susan Miller und Seymour Destry waren nirgends zu sehen.
Der Wissenschaftler wandte sich um.
Im gleichen Augenblick entdeckte er den Kapitän. Er kam mit einem anderen Mann den Gang hinab. Die beiden waren in ein heftiges Gespräch vertieft.
»Entschuldigen Sie, Käpt'n. Aber ich muß Sie unbedingt sprechen«, sagte Dr. Fulmer. »Es ist da eine rätselhafte Sache passiert, die ich…«
Van Heeren wehrte ab. »Bedaure, ich habe heute keine Zeit. Kommen Sie doch morgen zu mir.«
Er wollte weitergehen.
»Moment mal!«
Bill Conolly hatte diese Worte gesagt. Mit gerunzelter Stirn blickte er Dr. Fulmer an.
»Gehören Sie nicht zu Susan Miller und…«
Der Wissenschaftler nickte heftig. »Genau.«
»Dann sind Sie Dr. Fulmer, wenn ich mich nicht irre.«
Das Gesicht des Kapitäns nahm sofort einen anderen Ausdruck an. »Das ist selbstverständlich etwas anderes. Wir haben ebenfalls nach Ihnen gesucht. Kommen Sie, wir setzen uns an einen freien Tisch.«

Die drei Männer nahmen Platz. Ein Ober brachte Getränke.

Dr. Fulmer drehte unschlüssig sein Whiskyglas in der Hand. »Ich weiß nicht, wie ich anfangen soll, aber meine beiden Assistenten sind verschwunden, und ich fürchte, daß ihnen etwas zugestoßen ist.«

Van Heeren nickte. Sein Gesicht war dabei sehr ernst. »Es ist ihnen etwas zugestoßen, Doktor. Aber das kann Ihnen Mr. Conolly besser erzählen.«

Noch einmal berichtete Bill über seine Erlebnisse. Die Augen des Wissenschaftlers wurden hinter den Brillengläsern immer größer. Schweiß trat auf seine Stirn. Seine Hände begannen zu zittern. Er krampfte die Finger so fest um das Glas, daß es zerbrach. Bill gab ihm sein Taschentuch, damit er sich das Blut abwischen konnte.

»Und ich bin an allem schuld«, flüsterte Dr. Fulmer erstickt. »Der Tod dieser beiden Menschen geht auf meine Kappe.«

»Unsinn«, sagte Bill. »Sie haben doch am wenigsten mit der Sache zu tun gehabt.«

Der Wissenschaftler lachte bitter.

»Das sagen Sie. Aber ohne mich wäre der Vampir doch gar nicht auf das Schiff gekommen.«

»Das verstehe ich nicht. Sie, Käpt'n?«

Titus van Heeren schüttelte den Kopf. »Nein, ist mir auch unbegreiflich.«

»Dann will ich Ihnen die Geschichte erzählen, die uns vor etwas über einer Woche in Ungarn passiert ist. Es klingt zwar unwahrscheinlich, was ich sage, aber es ist tatsächlich so geschehen.«

Zehn Minuten hörten Bill Conolly und der Kapitän schweigend zu. Schließlich starrten sie den Wissenschaftler fassungslos an.

»Verstehen Sie nun, weshalb ich mir die Schuld gebe?« fragte Dr. Fulmer.

»Zum Glück gibt es jemanden, der noch schlauer ist als dieser Untote. John Sinclair, der Geister-Töter. Ich habe ja vorhin von ihm gesprochen. Mr. Sinclair ist dem Vampir bereits auf den Fersen. Aber daß wir hier nur rumsitzen sollen, das sehe ich auch nicht ein. Was meinen Sie, Käpt'n?«

»Da kennen Sie mich schlecht, Mr. Conolly. Beteiligen wir uns an der Jagd.«

»Ich glaube, ich kann Ihnen eine große Hilfe sein. Schließlich weiß ich, wo der Sarkophag steht.«

»Der Doc hat recht«, sagte van Heeren. »Wir hätten sonst erst die Frachtpapiere durchwühlen oder die falschen Lagerräume durchstöbern müssen. Kommen Sie mit uns, Dr. Fulmer.«

Bill war auch einverstanden. »Aber wir gehen nicht waffenlos«, schränkte er ein.

»Sie meinen wir sollen uns Holzpfähle mitnehmen, Mr. Conolly.«

»Genau, Käpt'n.« Bill stand auf. »Kommen Sie mit in meine Kabine. Wir schrauben die Beine von dem Duschhocker ab und spitzen sie an, so lächerlich sich dieses auch anhört.«

Sie standen auf und eilten durch die Gänge. Ein scharfes Messer führte der Reporter immer mit sich. Die Waffen herzustellen, war kein Problem.

»So«, sagte Bill, als sie jeder einen Pfahl in der Hand hielten. »Wir wollen doch mal sehen, ob wir nicht stärker sind, als diese verdammte Teufelsbrut.«

Sie verließen die Kabine. Der Kapitän ging als erster. Er kannte sich schließlich auf dem Schiff aus.

Doch es sollte alles ganz anders kommen.

Ein Matrose rannte plötzlich auf die Männer zu.

»Käpt'n!« schrie er schon von weitem. »Käpt'n, Sie müssen sofort kommen!«

»Was ist denn los, zum Teufel?«

Schwer atmend blieb der Matrose stehen. In seinen Augen flackerte die Angst. Er zitterte am gesamten Körper.

»Käpt'n, auf der Brücke – es ist… der Lademeister. Er wütet wie ein Irrer. Wir haben geschossen, doch die Kugeln… sie… sie töten ihn nicht!«

***

Minuten später kam Johnson, der Lademeisters zu sich. Im ersten Augenblick wußte er nicht, wo er sich befand. Doch dann sah er eine brennende Lampe am Boden liegen und konnte seine Umgebung erkennen.

Er war im Lagerraum.

Johnson stand auf. Eine nie gekannte Kälte hatte sich in seinem Körper breit gemacht, aber gleichzeitig spürte er auch die Sucht, die in ihm aufstieg.

Die Sucht nach Blut.

Johnson leckte sich die Lippen. Seine Zungenspitze stieß gegen die beiden Vampirzähne.

Seltsam, ihm machte es nichts aus, zum Vampir geworden zu sein. Im Gegenteil, er freute sich darüber.

Johnsons Blick glitt über den Sarkophag. Irgendwie kam er ihm vor wie ein alter Freund.

Dann sah er die Tür. Dort war der Ausgang.

Die Augen des Vampirs blitzten, als er die Tür ansteuerte. Sie ließ sich leicht aufziehen.

Ein dunkler Gang nahm ihn auf. In einer kleinen Nische befand sich die Notbeleuchtung.

Johnson drückte den Kippschalter.

Trübes Licht erhellte daraufhin den Gang.
Der Lademeister erreichte die Treppe, stieg sie Stufe für Stufe nach oben.
Männer kamen ihm entgegen. Sie gehörten zur Besatzung des Maschinenraumes.
Abermals überfiel ihn die Sucht nach Blut. Aber ein Instinkt hielt ihn davon ab, diese Männer anzufallen. Es waren zu viele.
Der Vampir konnte sich im letzten Augenblick noch verstecken.
Dann schlich er nach oben.
Ungesehen erreichte er das Deck.
Der Wind pfiff durch seine dünne Uniformjacke, doch der Vampir spürte keine Kälte mehr. Er war immun gegen Gefühle dieser Art. Etwas anderes war es mit der Kälte des Todes. Die steckte in ihm, machte ihn sogar glücklich.
Wie leergefegt lag das Deck.
Unten, aus den Bars und Vergnügungsräumen hörte er das Lachen der Menschen.
Der Vampir kicherte. Bald würden sie nicht mehr lachen.
Doch vorher mußte er einen bestimmten Auftrag erfüllen. Einen Auftrag, den ihm der Meister gegeben hatte.
Das Schiff mußte in die Gewalt der Untoten gebracht werden. Und er war dafür ausersehen.
Johnson hatte diese Befehle auf hypnotischem Weg während seines Tiefschlafs bekommen.
Jetzt wollte er sie ausführen.
Er erreichte die Eisentreppe, die zur Brücke hochführte. Ein Schild warnte Unbefugte vor Betreten der Brücke.
Es interessierte den Lademeister nicht.
Langsam stieg er höher. Seine Tritte verursachten fast kein Geräusch.
Dann hatte der Vampir das Ende der Treppe erreicht. Durch die Scheiben sah er in die Kommandozentrale der CORMORAN.
Der Steuermann und die Offiziere waren in ihre Arbeit vertieft. Ein grünliches Licht lag über dem Raum. Die Männer dort drinnen blickten durch die große Panoramascheibe nach draußen, auf das offene Meer.
Auf den Radarschirmen lief der Peilstrahl seinen ewigen Kreis.
Alles war normal.
Noch…
Der Vampir schlich ein Stück zurück und öffnete eine der Türen. Sie schwang lautlos nach innen.
Kalte Luft strömte in die Kommandozentrale, strich über den Nacken des Funkers.
Irritiert wandte der Mann den Kopf.
»Aber Johnson, was machen Sie denn hier?«

Da war der Vampir schon bei ihm.

Der Funker sah nur noch eine grausame Fratze und die beiden höllischen Vampirzähne.

Ehe er einen Schrei ausstoßen konnte, drangen die mörderischen Hauer in das Fleisch seines Halses…

***

John Sinclair mußte dreimal fragen, ehe er den Weg zu den Lagerräumen gefunden hatte.

Über Treppen, Stiegen und Eisenleitern ging es tiefer. Dieser Teil des Schiffes sah nicht so prächtig aus. Hier unten gab es keinen Luxus, hier wurde gearbeitet.

Zwei Männer kreuzten plötzlich Johns Weg. Die beiden waren kräftig gebaut, trugen weite Cordhosen und graue Unterhemden. Ihre Gesichter zeigten Schmutz und Ölspuren. John vermutete, daß die Männer Arbeiter aus dem Maschinenraum waren.

»Stop«, sagte einer mit kratziger Stimme. »Hier ist Unbefugten der Zutritt verboten. Sie müssen umkehren, Sir.«

John Sinclair schluckte. Verdammt, das paßte ihm überhaupt nicht in den Kram, daß diese beiden Kerle ihm die Schau stehlen wollten.

Der Inspektor setzte sein freundlichstes Lächeln auf. »Ich habe aber die Erlaubnis vom Kapitän. So, und jetzt lassen Sie mich durch.«

Die Männer lachten. »Und ich bin der Klabautermann«, grinste der größere von ihnen. »Hauen Sie endlich ab. Mann.«

»Nein!«

Die Kerle bekamen Augen groß wie Teller. »Sie wollen sich also weigern?«

»Von weigern kann keine Rede sein. Jungs, versteht mich doch. Ich muß zu den Lagerräumen, zum Teufel noch mal.«

»Zum Teufel werden wir dich schicken«, knurrte der Größere und umspannte mit seinen Wurstfingern den Knoblauchkranz um Johns Hals.

Okay, der Inspektor war ein friedlicher Mensch. Aber hier half keine Überzeugung durch Worte, diese Leute verstanden nur eine Sprache, die der Fäuste.

»Paß mal auf«, lächelte John den Kerl an, der sich so für seine Knoblauchkette interessierte, und schlug blitzschnell zu.

Johns Faust traf wie ein Dampfhammer den ungeschützten Magen des Mannes. Der verdrehte die Augen, machte kurz Uff und setzte sich auf den Hosenboden.

Inzwischen hatte sich John schon den zweiten gepackt. Zwei blitzschnelle Karatetritte an die richtigen Stellen schickten auch ihn ins Reich der Träume. Der, der den Magenhaken abbekommen hatte, legte sich gleich daneben.

»Keine Kondition mehr, die guten Fahrensleut«, murmelte John und stieg über sie sanft Entschlummerten.

Hier unten an den Lagerräumen brannte nur eine trübe Notbeleuchtung, die gerade soviel erkennen ließ, daß man nicht irgendwo gegen rannte.

Schließlich gelangte John an eine grau gestrichene Eisentür. Es war der Eingang zu einem der Lagerräume. Der Gang, der zu der Tür führte, war eng. John entdeckte eine kleine Nische, in der ein Sicherheitskasten stand.

Der Inspektor legte die Hand auf die Klinke. Wahrscheinlich war sowieso abgeschlossen, aber man konnte es ja immerhin versuchen.

Doch die Tür schwang auf.

Auf Zehenspitzen betrat John den dahinter liegenden Lagerraum. Eine fast greifbare Stille umgab ihn, nur ab und zu von irgendwelchen knarrenden Geräuschen unterbrochen, die entstanden, wenn eine Kiste rutschte oder gegen irgendeinen anderen Gegenstand stieß.

John schloß die Tür hinter sich, stand minutenlang in der Dunkelheit. Lauschte.

Nichts. Kein Mensch war in der Nähe.

Aber Vampire atmen nicht!

John fühlte, wie eine Gänsehaut seinen Rücken hinunterlief. Die Vorstellung, plötzlich aus der Finsternis von einem Blutsauger angesprungen zu werden, war nicht gerade erhebend.

Johns Rechte glitt in die Hosentasche.

Dort steckte seine Bleistiftlampe. Eine kleine aber wirkungsvolle Lampe, die ihm schon manchen guten Dienst erwiesen hatte.

John schob den Kontaktknopf hoch.

Wie eine Lanze bohrte sich der dünne Strahl durch die Dunkelheit. Staubpartikel tanzten in dem schmalen Lichtstreifen.

Vorsichtig ging John Sinclair weiter. Der Lagerraum war größer als er angenommen hatte. Und er war vollgestopft mit Fracht.

Die riesigen Kisten stapelten sich bis zur Decke. Zum Glück waren sie gut vertäut, so daß es auch bei schwerem Seegang kaum möglich war, daß sie umkippten.

Aber es gab auch kleinere Kisten. Sie standen einfach auf dem Boden. Dann entdeckte John einige Maschinenteile. Sie waren überhaupt nicht verpackt, sondern nur mit Ölpapier umwickelt.

Doch von dem Vampir entdeckte der Inspektor nicht die geringste Spur.

Was hatte der Kapitän noch zu ihm gesagt? Es gibt vier Lagerräume. Also noch drei Dinger dieser Größe. John hatte das unbestimmte Gefühl, daß die Suche ihn eine ganze Nacht kosten würde. Und dann war es noch nicht sicher, daß er den Vampir auch gefunden hatte.

Plötzlich zuckte der Inspektor zusammen.

Der Lichtstrahl war auf einem Gegenstand hängengeblieben, den John hier nie vermutet hätte.
Es war ein Sarkophag!
Langsam trat John näher, ließ den bleistiftdünnen Strahl über die Wände des Sarkophags wandern.
Das Stück mußte uralt sein. Der Stein war im Laufe der Zeit angenagt worden. Es zeigten sich schon die ersten Risse.
Sollte John die Lösung des Rätsels gefunden haben? Hatte vielleicht hier der Vampir gelegen?
Der Inspektor ahnte nicht, wie nahe er der Wahrheit kam.
Oder lag der Vampir etwa jetzt noch darin? Das war durchaus möglich. Wenn ja, konnte ihm John unbesorgt den Pflock in die Brust rammen.
Erregung packte den Inspektor.
Er klemmte sich die schmale Taschenlampe zwischen die Zähne und packte mit beiden Händen den schweren Deckel.
John stemmte sich dagegen.
Mein Gott, war der Deckel schwer.
Schweiß trat dem Inspektor auf die Stirn. Verbissen arbeitete er weiter.
Da! Der Deckel bewegte sich. Das Knirschen drang schmerzhaft in Johns Ohren.
Jetzt, wo der Deckel einmal in Bewegung geraten war, ging es leichter.
Dann hatte John es geschafft. Der schwere Sarkophagdeckel war zur Hälfte weggezogen worden.
Mit der rechten Hand tastete Inspektor Sinclair nach dem Pfahl. Er war auf alles vorbereitet.
Er nahm die kleine Lampe aus dem Mund, drehte sie.
Der dünne Strahl fiel auf den Boden, glitt höher an den Sarkophagwänden vorbei – und…
Eine eiskalte Hand schien John Sinclairs Herz zusammenzupressen.
In dem Sarkophag lag Sheila Conolly!
Sekundenlang stand der Inspektor unbeweglich, starrte in Sheilas bleiches Gesicht.
Die junge Frau hatte die Augen geschlossen. John konnte nicht erkennen, daß sie atmete.
War Sheila Conolly bereits ein Opfer des Vampirs?
Allein der Gedanke daran raubte John fast den Verstand. Wenn ja, dann durfte er keine Rücksicht kennen, dann mußte er Sheila den Pfahl in die Brust rammen, um sie zu erlösen.
Der kalte Schweiß lag auf Johns Stirn. Das Blut pochte heiß in seinen Adern.
Und wie würde Bill die Nachricht aufnehmen? Was sollte er ihm

überhaupt sagen?

John Sinclair streckte die Hand aus. Den Pfahl hatte er auf den Sarkophagdeckel gelegt.

Johns Fingerspitzen berührten Sheilas Haut. Sie war kalt. Ein weiteres Zeichen, daß die Frau nicht mehr lebte.

Johns Finger fuhren höher, bis zu Sheilas Oberlippe, zogen sie zurück.

Ein Stöhnen drang aus John Sinclairs Mund.

Sheila Conolly war kein Vampir!

Der Lichtstrahl beleuchtete eine glatte Reihe ebenmäßiger Zähne.

Für Sekunden atmete John auf. Aber gleichzeitig durchzuckte ihn eine andere Erkenntnis.

Vielleicht war Sheila tot?

John nahm ihren Arm, fühlte nach dem Pulsschlag.

Ganz schwach kam die Reaktion. Für John war es der schönste Augenblick seit langem.

Ein tiefer Atemzug entrang sich seiner Brust. Wahrscheinlich stand Sheila nur unter einer Art Hypnose, aber das konnte man wieder hinbekommen.

John Sinclair steckte sich die Taschenlampe wieder zwischen die Zähne und faßte nach den Schultern der jungen Frau. Vorsichtig zog John Sheila Conolly hoch. Er wollte sie erst in Sicherheit bringen, ehe er weiter nach dem Vampir suchte.

Sheila war schwer. John hatte Mühe, sie aus dem Sarkophag zu bekommen.

Doch schließlich hatte er es geschafft. Wie ein Kind lag Sheila auf seinen ausgebreiteten Armen.

Im gleichen Augenblick schwang die Tür zurück. Von draußen aus dem Gang fiel ein trüber Lichtstreifen in den Lagerraum.

John wandte den Kopf.

Auf der Türschwelle stand eine Gestalt. Groß, wuchtig, dunkel.

John hatte den Vampir noch nie gesehen, trotzdem wußte er, daß kein anderer dort in der Tür stand.

Die Tür schlug zu. Das Geräusch war dumpf, klang irgendwie endgültig.

Wieder wurde es dunkel. Der dünne Strahl der Bleistiftlampe leuchtete in eine andere Richtung.

John hörte den Vampir näherkommen und wußte, daß ihm der alles entscheidende Kampf bevorstand…

***

Kapitän van Heeren, Dr. Fulmer und Bill Conolly kamen zu spät. Viel zu spät.

Auf der Brücke herrschte das Chaos.

Sekundenlang blieben die drei Männer an der Tür stehen, nahmen das gräßliche Bild, das sich ihren Augen bot, auf.

Johnson, der Lademeister, mußte gewütet haben wie ein Tier. Zwei Offiziere lagen auf dem Boden. Der Funker hing mit seltsam verrenkten Gliedern auf seinem Stuhl.

Nur der Steuermann war noch bei Sinnen. Er hielt eine Pistole in der Hand, deren Mündung jedoch auf den Boden zeigte. Das nackte Grauen stand in seinem Blick. Die Angst hatte ihn auf seinem Platz festgenagelt.

Der Vampir kam auf ihn zu. Ein heiseres Fauchen drang aus seinem Mund. Er wollte auch noch das letzte Opfer.

In diesem Moment griff Bill ein.

Er sprang vor. Seine Stimme gellte auf.

»Halt!«

Der Vampir zuckte zusammen und kreiselte gedankenschnell herum, um sich augenblicklich auf seinen Gegner einzustellen.

Bill hob den angespitzten Pfahl.

Aus vollem Lauf rammte er ihn dem Vampir in die Brust. Der Schlag war mit solch einer Wucht geführt worden, daß der Holzpflock bis zur Hälfte im Körper des Untoten stecken blieb.

Ein tierisches Brüllen drang aus dem Mund des Blutsaugers. Die Spitze des Pfahls hatte haargenau sein Herz durchbohrt.

Der Vampir wankte zurück, fiel gegen den wie immer noch erstarrt dastehenden Steuermann. Beide krachten zu Boden.

Wie ein Wurm wand sich der Untote. Er hatte beide Hände um den Pfahl geklammert, versuchte, ihn aus seiner Brust zu reißen.

Ohne Erfolg. Es fehlte ihm einfach die Kraft.

Die jahrhundertealten Methoden bewährten sich auch hier.

Plötzlich lag der Vampir still. Sein Gesicht, vor Sekunden noch eine Fratze, hatte einen zufriedenen Ausdruck angenommen. Johnson war erlöst.

»Mein Gott«, flüsterte der Steuermann und kam ächzend wieder auf die Füße. Er schüttelte in panischem Schrecken den Kopf, konnte nicht fassen, was er soeben erlebt und gesehen hatte.

»Mr. Conolly!«

Van Heerens Schrei ließ Bill herumfahren.

Der Funker, der vorher wie leblos dagelegen hatte, war aufgesprungen. An ihm hatte sich als erster das grauenvolle Erbe des Vampirs erfüllt.

Kreischend drang er auf den entsetzten Dr. Fulmer ein.

»Stoßen Sie zu!« schrie Bill. »Himmel, nehmen Sie den Pfahl!«

Dr. Fulmer reagierte nicht. Der Schrecken hatte ihn paralysiert.

Da griff van Heeren ein.

Der Kapitän umklammerte mit beiden Fäusten den Pflock, riß ihn

hoch und rammte ihn dem Funker in den Rücken, gerade als dieser seine Zähne in die Halsschlagader des Wissenschaftlers hacken wollte.

Der wuchtige Stoß riß den Vampir um die eigene Achse. Er taumelte von Dr. Fulmer weg. Die Waffe hatte ein großes Loch in seinen Körper gerissen, doch kein Blut quoll aus der Wunde.

Der Vampir war angeschlagen, aber nicht erledigt.

»Sie müssen ihn ins Herz treffen!« brüllte Bill und lief auf den Untoten zu.

Der Vampir bemerkte die Gefahr, wollte sich seinem Gegner entgegenwerfen, doch da war Bill schon heran.

Er ließ sich sogar die Zeit und zielte genau.

Das Schreien des Vampirs endete wie abgeschnitten, als der Pfahl sein Herz durchbohrte.

Keuchend warf sich Bill herum. Noch immer lagen zwei Männer auf dem Boden.

»Was ist mit ihnen?« fragte Bill den Steuermann.

Der gab keine Antwort.

»Mensch, reißen Sie sich zusammen. Denken Sie, für uns wäre dies ein Kinderspiel. Also los, was ist geschehen? Sind diese Männer auch angefallen worden?«

»Ich weiß es nicht genau. Es ging alles so schnell. Plötzlich war die Hölle los.«

»Ist schon gut«, sagte Bill und ging neben dem ersten am Boden liegenden in die Knie.

Er drehte ihn auf den Rücken.

Der Mann hatte den Mund weit geöffnet. Zwei spitze Zähne waren ihm gewachsen.

»Nein!« stöhnte der Kapitän, der neben Bill stand. Der Untote war einer von den Männern, die den Kapitän begleitet hatten, als sie John Sinclair festnehmen wollten.

»Es muß sein!« sagte Bill und setzte die Spitze des Pfahls genau in Herzhöhe auf die Brust des Mannes.

Dann stieß er zu.

Kein Laut kam über die Lippen des Untoten. Der Körper bäumte sich noch einmal auf und lag dann still.

»Und der andere?« fragte der Kapitän leise.

»Ich weiß nicht.« Bill zuckte die Schultern und stand auf. »Wollen Sie es machen, wenn…?«

»Nein, Mr. Conolly. Übernehmen Sie das bitte.«

»Okay.«

Der andere Offizier lag auf dem Rücken. Bill zog ihm die Oberlippe zurück.

Dann atmete er befreit auf.

»Nichts. Dieser Mann ist so normal wie wir auch.«

Zum ersten Mal nach langer Zeit konnte Titus van Heeren wieder lächeln. Er ging auf den Reporter zu und hielt ihm die Hand hin.

»Ich danke Ihnen, Mister Conolly. In meinem Namen und im Namen der Besatzung.«

Bill nahm die dargebotene Hand und sagte aber gleichzeitig: »Noch ist nicht alles überstanden. Denken Sie an John Sinclair.«

Das Gesicht des Kapitäns verschloß sich. »Mein Gott, sicher. Wir müssen in den Laderaum.«

Bill schüttelte den Kopf. »Nicht Sie – sondern ich werde gehen.« Der Reporter machte eine weite Armbewegung. »Sie müssen hier für Ordnung sorgen.«

»Das sehe ich ein.«

Bill wandte sich ab.

»Mr. Conolly!«

»Ja?«

»Viel Glück.«

»Danke, das kann ich brauchen.«

Dem Reporter ging es nicht anders als John. Er brauchte ziemlich lange, bis er den Weg zu den Lagerräumen gefunden hatte. Immer mehr Zweifel packten ihn, ob John es überhaupt geschafft hatte.

Wie ein Schatten huschte der Reporter durch die Gänge. Seine Lippen waren zusammengepreßt. Eiserne Entschlossenheit kennzeichnete sein Gesicht.

Und Bill fand den richtigen Weg.

Er gelangte in den schwach erleuchteten Gang, sah die Eisentür, die in den bewußten Laderaum führte.

Die Tür war nicht ganz zu.

Im gleichen Augenblick hörte Bill eine schrille Stimme. »Jetzt werde ich dich und die Frau töten!«

***

In diesen alles entscheidenden Sekunden dachte Inspektor John Sinclair nur an eins. Du mußt Sheila Conolly in Sicherheit bringen! Sie dem Unhold nicht in die Finger fallen lassen.

Und deshalb wich der Inspektor mit der wie tot auf seinen Armen liegenden Sheila zurück, tauchte unter in das Dunkel des Laderaumes.

Ein teuflisches Lachen drang an seine Ohren. »Du entkommst Graf Tomaso nicht! Ich werde mir holen, was mir zusteht.«

Davon bin ich noch gar nicht überzeugt, dachte John, während er gleichzeitig Sheila Conolly auf den schmutzigen Boden legte.

Johns Augen bohrten sich in die Dunkelheit. Seine Hände umklammerten jetzt den angespitzten Holzpfahl. Graf Tomaso sollte nur kommen, er würde sein blaues Wunder erleben.

Doch Johns Optimismus war verfrüht.

Die Tür wurde plötzlich wieder aufgedrückt. Für einen Augenblick sah John Sinclair zwei Gestalten in den Lagerraum huschen.

Graf Tomaso bekam Verstärkung!

John schluckte. Jetzt hatte er es schon mit drei Vampiren zu tun. Ein verflixt ungleiches Verhältnis.

Die beiden Neuankömmlinge waren im Dunkel des Laderaumes untergetaucht, saßen hinter irgendwelchen Deckungen und lauerten auf ihre Chance.

Johns kleine Lampe lag noch immer auf dem Sarkophag. Er ärgerte sich, sie nicht mitgenommen zu haben wie den Holzpfahl, seine im Moment wichtigste Waffe.

Johns Finger glitten über den staubigen Boden, ertasteten ein kleines Stück Holz.

Der Inspektor wog es ein paar Sekunden prüfend in der Hand und warf es dann im hohen Bogen in die Dunkelheit.

Das Holz klatschte gegen eine Kiste und klapperte dann auf den Boden.

Überlaut klang das Geräusch durch die Stille.

»Da ist er!« Graf Tomasos Stimme drang durch die Dunkelheit.

Ein kompakter Schatten bewegte sich auf die Stelle zu, von wo das Geräusch aufgeklungen war.

John Sinclair machte sich sprungbereit.

Jetzt hatte er eine Chance.

Der Inspektor hetzte mit zwei langen Sätzen durch die Dunkelheit, hielt den Pfahl wie eine Ramme vor sich.

Er spürte den Vampir mehr als er ihn sah. Dann hörte John den Aufschrei.

Im gleichen Moment stieß er zu.

Er hatte hoch gehalten, um auch die Brust zu treffen.

Der Holzpfahl drang dem Vampir seitlich durch die Rippen und von unten her ins Herz.

Sofort sprang John Sinclair zurück.

Der Untote jaulte auf, drehte sich um seine Achse. Dabei schlug er wild mit den Armen um sich, ohne jedoch seinen Gegner zu treffen. Schließlich krachte er zu Boden. Ein letztes, grauenvolles Stöhnen entrang sich seiner Brust. Dann war der Mann erlöst.

Sekundenlang herrschte eine tiefe Stille. Selbst John Sinclair atmete nur durch den Mund.

Was würden seine Gegner als nächstes unternehmen?

Der Gedanke war noch nicht ganz in Johns Hirn verklungen, da spürte er neben sich eine Bewegung.

Der zweite Vampir!

John wollte herumwirbeln, den Pfahl zum tödlichen Stoß heben – zu spät.

Mitten in der Drehung erwischte ihn ein mörderischer Schlag.

Ein mit Eisen beschlagener Huf schien an John Sinclairs Kopf zu explodieren.

Der Inspektor flog zurück und krachte gegen eine Kiste. Ein zweiter Schlag traf seinen rechten Arm. Der angespitzte Pfahl wurde ihm aus den Fingern gewirbelt und fiel irgendwo zu Boden.

Dicht vor Johns Gesicht erklang das mörderische Fauchen, das er so gut kannte und bis aufs Blut haßte.

Der Vampir griff an. Zwei gnadenlose Hände preßten Johns Schultern gegen die Kiste. Ein hochgezogenes Knie explodierte im Bauch des Inspektors.

Übelkeit wallte in John Sinclair hoch. Die Dunkelheit vor seinen Augen wurde durch rote Schleier ersetzt. Johns malträtierte Lungen pumpten verzweifelt die Luft in den Körper.

Ratschend ging der Stoff seines Hemdes entzwei.

Der Hals lag frei!

Zwei, drei Sekunden höchstens noch, dann würde der Vampir zubeißen!

Im gleichen Augenblick stieß John den Kopf vor. Es war eine verzweifelte instinktmäßige Reaktion.

Johns Stirn krachte gegen das Gebiß des Vampirs. Zähne splitterten Ein wildes Heulen entrang sich der Kehle des Untoten. Sein Griff wurde lockerer.

John riß beide Hände hoch und sprengte endgültig die Klammer des Blutsaugers. Sofortiges Nachsetzen ließ den Untoten zurücktaumeln.

Im gleichen Augenblick erstarrte John Sinclair zu Eis. Überdeutlich wurde ihm sein großer Fehler bewußt. Ihn zu korrigieren, blieb keine Zeit.

Da hörte er auch schon Tomasos Stimme. Unbeschreiblicher Triumph schwang darin. Er sonnte sich in dem Gefühl, doch noch gesiegt zu haben.

»Ich habe die Frau, Fremder!« schrie Tomaso. »Und dieses Faustpfand werde ich nicht aus der Hand geben. Dir bleibt nur noch die Chance, dich zu ergeben und mein Diener zu werden!«

»Den Teufel werde ich«, knurrte John und schlich gleichzeitig in die Richtung, aus der die Stimme kam.

Graf Tomaso lachte höhnisch auf. »Du willst es also nicht anders. Gut, jetzt werde ich dich und die Frau töten!«

Im gleichen Augenblick wurde die Tür aufgestoßen. John kam gar nicht mehr dazu, sich erst noch groß auf die neue Situation einzustellen, denn eine harte Männerstimme peitschte wie ein Gewehrschuß durch den Raum.

»Gar nichts wirst du, Tomaso! Ich werde dich in die Hölle schicken!«

Groß und wuchtig stand Bill Conolly in dem hellen Türviereck. Der

Pfahl in seiner Hand hob sich als Schatten ab.
Bill war bereit, den Vampiren den Rest zu geben!
Gleichzeitig reagierte auch John Sinclair. Während Bill in den Lagerraum stürmte, ihm der Weg zu Tomaso jedoch von dem anderen Vampir abgeschnitten wurde, hetzte John auf die Stelle zu, wo er den Grafen vermutete.
Und er hatte recht.
Ein gräßliches Stöhnen drang an sein Ohr.
Hatte der Vampir Sheila bereits in seinen Klauen? War er zu spät gekommen?
Durch die offenstehende Tür fiel jetzt genügend Licht in den Raum, um wenigstens die Umrisse erkennen zu können. John sah, wie dieser Tomaso dabei war, Sheila wegzuschleifen. Wie eine Puppe zog er die junge blonde Frau über den Boden.
John Sinclair warf sich vor.
Seine Hände bekamen die Haare des Vampirs zu fassen. Mit einem gewaltigen Ruck zog er den Kopf zurück und schmetterte dem Unhold den Fuß in den Rücken.
Der Vampir ließ Sheila los.
Er krümmte sich für Sekundenbruchteile zusammen und wirbelte dann fauchend herum.
John sah trotz der Dunkelheit die blutunterlaufenen Augen des Unholds und die beiden mörderischen Zähne, die spitz und grausam aus dem Oberkiefer hervorragten.
Sheila lag wie tot auf dem Boden.
Um sie konnte sich John im Augenblick nicht kümmern. Er mußte den Vampir vernichten, der durch einen schrecklichen Zufall wieder zum Leben erweckt worden war.
»Du bist waffenlos, Fremder!« zischte Tomaso. »Du bist…«
Im gleichen Augenblick verstummte er. Sein Gesicht verzerrte sich zur Grimasse. Abwehrend streckte er die Arme vor.
Für einige Augenblicke war John verblüfft. Doch dann wußte er des Rätsels Lösung.
Die Knoblauchkette, die unter seinem Smokingkragen gehangen hatte und erst durch den Kampf mit dem Vampir wieder zum Vorschein gekommen war, trieb Graf Tomaso zurück.
»Geh!« kreischte der Untote. »Geh endlich weg!«
John schüttelte den Kopf. »Nein, Tomaso, diesmal gibt es keine Chance. Jetzt bin ich an der Reihe, und ich werde dich auch vernichten.«
Tomasos Antwort konnte John nicht verstehen, denn sie ging im Heulen des zweiten Vampirs unter, dem Bill Conolly soeben seinen Pflock durch das Herz gerammt hatte.
Das Heulen wurde zu einem Winseln und erstarb schließlich.

Sekunden später flammte das Licht auf. Bill hatte es eingeschaltet.

Zwei Schritte trennten John nur noch von seinem Gegner. Der Inspektor sah in ein graues Gesicht, das von Panik gezeichnet war und in dem nur die rotumränderten Augen glühten.

»Den Pfahl, Bill!«, rief John Sinclair.

Der Reporter warf seinem Freund das Gewünschte zu. John fing die Waffe geschickt auf.

»Ich habe es dir versprochen, daß ich keine Gnade kenne!« sagte John Sinclair leise, aber laut genug, um von dem Vampir verstanden zu werden. »Der Fluch, den du über einige Menschen gebracht hast, wird dich härter als die anderen treffen!«

»Nein!« heulte der Vampir. »Nein! Mach's nicht. Ich gebe dir alles, was du haben willst. Wir werden unsterblich, ich werde unsterblich, du…«

»Du widerst mich an«, knurrte John.

Der Vampir brach in die Knie. Die Hände, vorher noch umrankt vom Fleisch, wirkten wie Skelettfinger. Die bleichen Knochen schimmerten durch. Das Knoblauch hatte bereits den Prozeß der Verwesung eingeleitet.

Der Vampir hob den Kopf. Namenloses Entsetzen sprach aus dem Blick, mit dem er John ansah.

Dicht vor dem Untoten blieb John stehen.

»Steh auf!« befahl er.

Der Vampir, nur noch ein Bündel Angst, zitterte um sein erbärmliches Leben.

Da zog John ihn hoch, preßte ihn dabei gegen seinen Körper.

Der Vampir brüllte auf, er hatte Bekanntschaft mit dem Knoblauchkranz gemacht.

Mit der linken Hand hielt John Sinclair Tomaso fest, um dem Untoten dann blitzschnell den Holzpflock in das Herz zu rammen.

»Ahhh!«

Gellende, kurz hintereinander ausgestoßene Schreie des Untoten drangen durch den Laderaum. Eine tiefschwarze Flüssigkeit strömte aus der Wunde und benetzte den Boden.

Graf Tomaso brach zusammen, fiel mit dem Körper in die Blutlache.

Der Untote lag auf dem Bauch. John wollte ihn auch nicht herumdrehen, denn das, was jetzt kam, kannte er schon.

Er bekam nur mit, wie die Hände des Vampirs anfingen zu faulen, wie die bleichen Fingerknochen dalagen und dann auch diese zu Staub wurden.

Schließlich lagen nur noch die leeren Kleidungsstücke am Boden. Von dem Vampir war nichts übrig geblieben.

John Sinclair wandte sich ab. Sein Blick streifte die beiden anderen Vampire, die ebenfalls aus ihrem Untotendasein erlöst worden waren.

John kannte die Männer. Es waren die beiden, die ihn auf dem Gang nicht hatten weitergehen lassen wollen. Graf Tomaso hatte in den Bewußtlosen eine leichte Beute gefunden.

»Jetzt sind wir wohl endgültig von der Plage befreit«, sagte John und ging mit langsamen Schritten auf Bill Conolly zu, der wie eine Standfigur dastand und Sheila auf den Armen hielt.

John runzelte die Stirn. »Was ist. Bill? Fehlt dir was? Oder… Sheila…«

»Rühr sie nicht an!« schrie der Reporter.

John zuckte unwillkürlich zurück. »Jetzt werde aber nicht kindisch. Los, sag mir, was vorgefallen ist!«

Bill schüttelte in unsagbarer Verzweiflung den Kopf. »Was vorgefallen ist, John? Wir sind zu spät gekommen. Er hat Sheila schon in seinen Klauen gehabt. Da, sieh selbst!«

John Sinclair sah auf den Hals der wachsbleichen Sheila Conolly. Fast überdeutlich sprangen ihm die beiden Bißstellen ins Auge. Bißstellen, die nur von einem Vampir stammen konnten…

***

Pfeifend stieß der Inspektor die Luft aus. Er wußte, was das zu bedeuten hatte.

Sheila Conolly war ein…

»Sprich es um Himmels willen nicht aus!« schrie Bill. »Ich weiß selbst, was du jetzt denkst. Und glaub nur nicht, daß du sie töten kannst, das mache ich…«

»Bill!« Johns Stimme klang beruhigend. »Niemand hat etwas von Töten gesagt. Vielleicht ist es gar nicht so schlimm. Ich habe die beiden Male vorhin noch nicht gesehen. Warte einen Moment, ehe du dich aufregst.«

John trat dicht an Sheila heran und untersuchte ihren Hals genau.

Plötzlich ruckte sein Kopf hoch. »Bill, es besteht noch eine Chance. Aber wir müssen uns beeilen. Sheila braucht eine Bluttransfusion. Los, nichts wie weg.«

»Aber was ist…«

»Erkläre ich dir später, Mann. Jetzt ist erst der Schiffsarzt wichtig.«

Zum Glück führte die CORMORAN Blutkonserven mit an Bord. Sheila kam auf die Krankenstation in ein Isolierzimmer. Dann konnte man nur noch warten. Warten und hoffen…

***

John Sinclair und Bill Conolly saßen auf einer Bank im Gang der Krankenstation. Immer wieder blickten sie auf ihre Uhren.

»Ich verstehe nur noch nicht, wieso du darauf gekommen bist, das Sheila noch zu retten ist.«

»Ganz einfach«, erwiderte John Sinclair. »Der Vampir hat Sheila zwar

angegriffen, sie aber nicht in die Halsschlagader gebissen. Er hat praktisch genau daneben gezielt, und seine Zähne nur in ihr Fleisch gehackt. Dadurch ist nur wenig Blut ausgesaugt worden. Außerdem bist du gekommen und hast ihn ebenfalls gestört. Das war es, was mich hoffen ließ.«

Bill nickte. Und dann sagte er: »Entschuldige meinen Ausbruch vorhin John, aber verdammt noch mal, ich war so fertig, daß ich einfach nicht anders konnte.«

John lächelte. »Schon vergessen.«

Schritte klangen auf. John und Bill wandten die Köpfe.

Der Kapitän und Dr. Fulmer kamen über den Gang. Beide Männer machten ernste Gesichter. John Sinclair hatte sie über die Lösung des Falles informiert. Alles weitere wollte er dem Kapitän überlassen.

»Nun, Käpt'n«, sagte John. »Haben Sie schon einen Ausweg gefunden?«

Titus van Heeren zuckte unbehaglich mit den Schultern. »Ich bin in einer verdammten Zwickmühle. Abblasen, das hieße in unserem Fall einen Hafen anlaufen, kann ich die Reise unmöglich. Das Schiff ist fast ausgebucht. So etwas kommt so gut wie nie vor. Die Reederei würde mich aus meinem Job feuern. Nein, ich muß mit den Problemen anders fertig werden. Die Männer, die den Tod gefunden haben – nun ich werde es wie Unglücksfälle aussehen lassen, was sie letzten Endes auch waren«, fügte er noch leise hinzu.

»Ich kann Sie verstehen, Käpt'n«, meinte John. »Außerdem haben die Passagiere so gut wie gar nichts von den Vorfällen mitbekommen, und wenn man ihnen auch die Tatsachen schildern würde – glauben würden sie es nicht.«

»Da bin ich Ihrer Meinung, Mr. Sinclair«, sagte Dr. Fulmer. »Auch ich werde den wahren Sachverhalt über den Tod meiner beiden Mitarbeiter nach Möglichkeit verschweigen. Eine Ausrede wird mir schon einfallen.«

Nach diesen Worten schwiegen die Männer. Jeder hing seinen Gedanken nach. Gut, die Reise wurde fortgesetzt, aber das Grauen, das darüber gelegen hatte, konnte niemand wegwischen.

John Sinclair hatte wieder einen Sieg über die Mächte der Finsternis errungen, aber es war ein verdammt bitterer.

Erst nach einer halben Stunde wurde die Tür der kleinen Isolierstation geöffnet.

John und Bill sprangen auf.

Der Arzt sah sie einige Sekunden schweigend an. Doch dann huschte ein Lächeln über sein faltiges Gesicht.

»Die Patientin wird durchkommen«, sagte er leise. »Sie können sogar mit ihr sprechen.«

Die Gefühle, die in diesem Augenblick Bill Conolly beherrschten,

spiegelten sein Gesicht wider. Es war ein Ausdruck, den man nicht beschreiben kann.

Dann stürzte der Reporter in das Zimmer.

John schloß hinter ihm die Tür. »Ich glaube, wir lassen die beiden allein«, sagte er zu den anderen. »Die haben sich bestimmt mehr zu sagen als wir.«

Womit John Sinclair wieder einmal recht hatte. Allein kehrte er zurück in seine Kabine. Er zog sich um und ging in eine der Bars, die um diese Zeit fast leer war.

Er bestellte bei dem Mixer einen dreifachen Kognak und trank das Glas in einem Zug leer.

Er hatte es sich redlich verdient.

ENDE